Lebensschilderungen.

Deutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

Verfasser der „Kinder der Wittwe."

Vierzehnter Band

oder der

Neuen Folge

Zehnter Band.

Zweite Ausgabe.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1861.

Verlag von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Lebensschattirungen.

Teutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

Verfasser der „Kinder der Wittwe.“

Vierzehnter Band

oder der

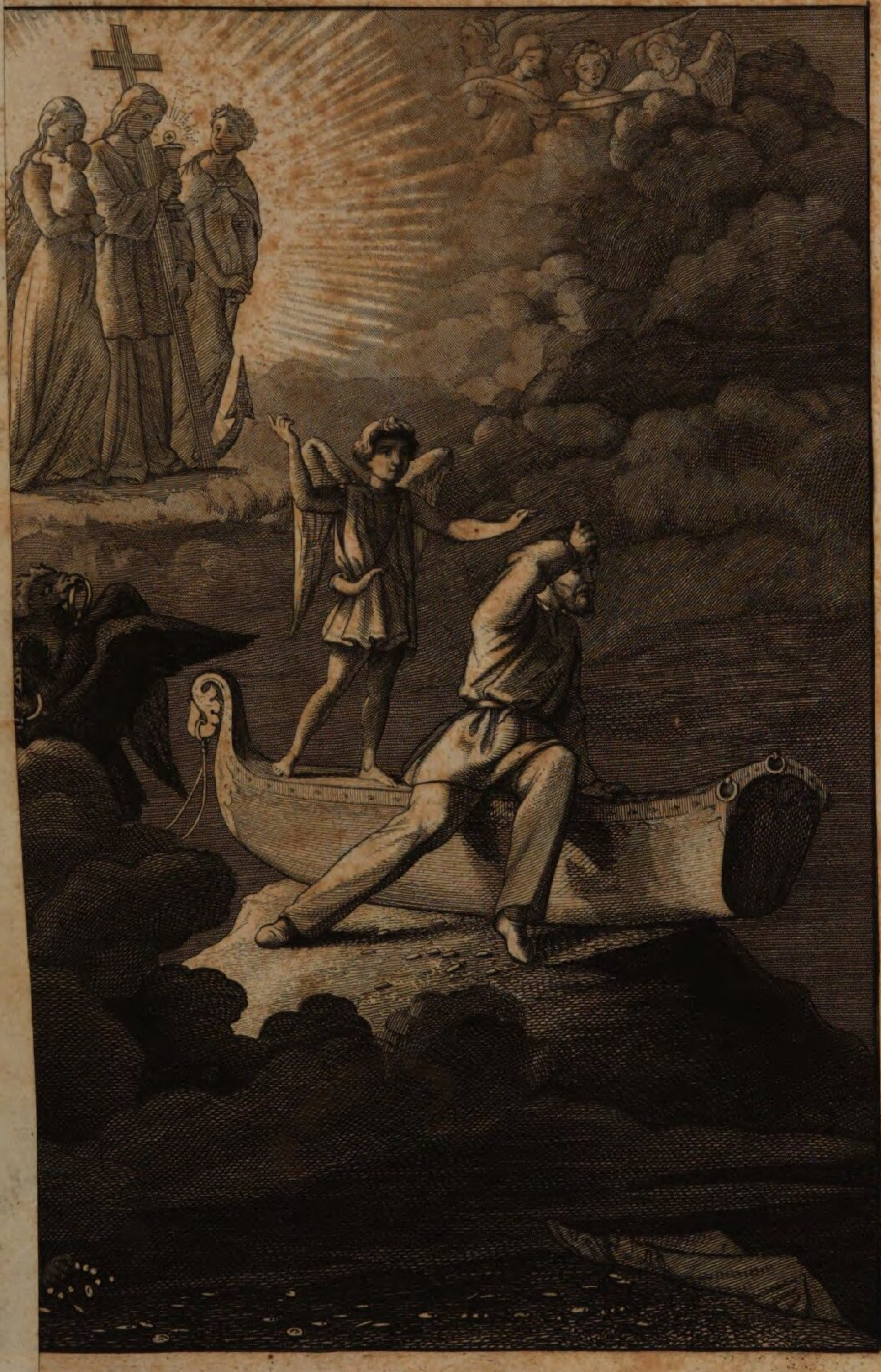
Neuen Folge

Zehnter Band.

Zweite Ausgabe.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1861.
Verlag von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.



Gott und die Welt,

oder

„Wie gelangt man zur Freiheit und zu dauerndem Glücke?“

Zeitgemässe Erzählungen

der reiferen Jugend und dem christlichen Volke gewidmet

von

Eduard von Ambach,
dem Verfasser: „Die Kinder der Wittwe.“

Zweiter Band.

Zweite Ausgabe.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1861.
Verlag von J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Verschiedene Todesfälle.

Skizzen aus dem Tagebuche eines Arztes.

Es wird ein Gericht ohne Barmherzigkeit ergehen über Den, der nicht Barmherzigkeit geübt hat. (Jak. 2, 13.)

Die *goldene Zeit*, wenn sie je außer den Ideen der Dichter existirte, die gewöhnlich Alles, was ihnen nicht schön genug ist, *idealisiren*, ist vorüber; die Menschen sind nicht das, was sie sein *könnten* und *sollten*, und man hat oft Mühe, Geschöpfe, die so sehr von den göttlichen Absichten abweichen, für Kinder *eines Stammvaters* zu erkennen. Wem jedoch die *Demoralisation* in ihrer fortlaufenden unzerbrechbaren Gliederung nicht ganz fremd ist, der wird sich eher wundern, daß die Menschen noch so *gut* sind, wie dieß doch bei einer großen Zahl der Fall ist.

Leider gibt es viele Menschen, denen man kein anderes Vorrecht vor den Thieren zuerkennen kann, als daß sie *reden*, *lachen* und *grau* werden; es ist dieß eben die niedrigste und dem Thierreiche zunächst stehende Klasse.

Zu dieser Klasse rechne ich den *großen Haufen* von Menschen, deren edlere Fähigkeiten theils *unentwickelt* blieben, theils durch Bearbeitung von Außen *verdorben* wurden; ihre *Unwissenheit* wird mit den Jahren zur *Dummheit* und all' die vielnamigen

sinnlichen Triebe, die in ihnen aufkeimend zur Reife kommen, dünsten eine Menge Vorurtheile aus, welche den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen so dicht überziehen, wie der Frosthauch die Fläche eines Spiegels.

Die Einbildungskraft solcher Leute — die nie zu wirklichen Menschen reif werden — ist ihre Vernunft und der äußere Schein ist der Grund ihres Wollens oder Nichtwollens; so plump wie ihr Geschmack, so plump sind auch ihre Sitten; ihre Vergnügungen sind spärliche und von der gröbsten Art.

Trotz der tiefen Versumpftheit solcher Geschöpfe, sagt ihnen dennoch ein geheimer Instinkt, daß sie keine Thiere, sondern Menschen seien; Menschen um deren Wohl oder Wehe sich die Gesellschaft häufig weniger bekümmert, als um die Leiden eines winselnden Thieres. Das Gefühl nun, sie seien doch wenigstens der Form nach Menschen, wie die gewonnene Ueberzeugung, man bekümmere sich nur um sie wenn sie ein Verbrechen begehen um sie zu strafen, erzeugt in ihren Gemüthern einen giftigen Groll gegen die ganze nicht mit Lumpen und Elend behangene Menschheit.

Da aber bis jetzt, trotz allen glänzenden Erfindungen der Neuzeit, kein Mittel ausfindig gemacht werden konnte, wie die Blutarmuth von dem Kreise der Erde hinwegzutilgen sei und wie es möglich werde die Thränen von Millionen Elender zu trocknen und die an starres Entsetzen grenzende Hoffnungslosigkeit in rosige Hoffnung zu verkehren, so stellt es sich heraus, dieser unglückliche, mit sich und mit der Welt und häufig auch mit Gott unzufriedene Haufe müße regiert werden, damit die Erde nicht

zum Chaos werde. Es ist dabei jedoch nicht zu vergessen, daß es auch unter diesem Pöbel wieder Grade gibt; wenn man dieselben aber genau untersucht, so wird der Unterschied zuletzt kaum größer sein, als der zwischen einem Wicht im Zwilchkittel oder einem Schuft, dessen Brust ein Orden schmückt und an dessen Thüre brunkende Titel zu lesen sind.

Wie jedoch der arme schlechte Mensch einst Strafe sicherlich über sich ergehen sehen wird, so schlägt auch gewiß einem reichen und eine Zeit lang hoch Angesehenen eine dunkle Stunde, in welcher er das Nichts seiner aufgeblähten Persönlichkeit fühlt, und in welcher das ganze Copia Verborum, aus allen Sprachen zusammengetragen, nicht zur Zusammenstellung eines ihn rechtfertigenden Zeugnißes hinreichte.

Ich werde in diesem und in den nächsten Bänden die Klassen der Menschen, wie sie sind oder wie sie vielmehr mir erscheinen, auseinandersetzen; vorerst aber will ich, um nicht zu langweilen, etwas erzählen, und das Elend eines Reichen neben dem eines Armen gruppiren.

Eine merkwürdige und ergreifende Nebeneinander Gruppirung der beiden Extreme des menschlichen Daseins — des aufgehäuftesten Ueberflußes und der nacktesten Dürftigkeit, des Glanzes und der Niedrigkeit — beabsichtige ich dem Leser vor's Auge zu führen, denselben zu erschüttern und ihn im Guten zu bestärken.

Daß der Sturm des Verhängnißes all' die künstlichen Scheidewände der menschlichen Verhältniße niederschmettert, ist eine unwidersprechliche Wahrheit, wie auch nicht geläugnet werden kann, daß sich der Tod, der all-

gemeine Feind alles irdischen Lebens, wenig darum bekümmert, ob er seine Beute aus einem mit seidenen Vorhängen umhüllten, weichen Bette oder von dem elenden Strohlager eines Gefängnißes oder Zuchthauses hinwegholt. Blendender Glanz, Rang und Reichthum vermögen weder Trost noch Linderung dem zu verschaffen, an den einmal das ernste Gebot erging, das angstbleiche Antlitz der Mauer zuzukehren, dem Tande und Flitterwerk des Lebens zu entsagen und Herz und Auge brechen zu lassen.

Vor mir das Tagebuch eines Arztes, zeichne ich nun dem Leser einen reichen Elenden. Es war dieß ein vornehmer Herr, welchen sein Podagra zum Quälgeiste für all' die Menschen machte, die mit ihm verkehrten, oder besser gesagt, gezwungen waren mit ihm zusammenzukommen. Durch Schmerzen von ungewöhnlicher Heftigkeit und durch die bereits allzu lange Dauer seines siechen Zustandes war seine Kraft, wie auch sein Muth gebrochen und seine Stimmung wurde bis zu einem für die ihn Umgebenden unerträglichen Grade verbittert und gereizt.

Eine Verhandlung, bei welcher die Interessen des reichen Herrn gar sehr betheiligt waren, verleitete ihn nach dem Gerichtshofe hinzufahren obgleich er sich noch o entkräftet fühlte, daß sein in den Fugen erschütterter Körper an ihn die Mahnung ergehen ließ das Zimmer zu hüten.

Der reiche Herr, dessen ganzes Leben der leidenschaftlichste Eigensinn charakterisirte, verhöhnte jedoch die Mahnungen seines wankenden Körpers und setzte sich trotz seiner Gebrechlichkeit bei Frost und Wintersturm in seinen schwellend gepolsterten Wagen.

Pelzrock, Doppelfenster und alle andern Vorkehrungen konnten jedoch nicht verhindern, daß der reiche Herr beim Aus- und Einsteigen von dem Sturme, der dichten Schnee herabschüttelte, höchst unhöflich angeweht und fast umgeworfen wurde. Als er nach Hause kam klagte er über Erkältung, über krampfhaftes Zusammenziehen der Glieder und schickte, da er aus plötzlicher Empfindlichkeit seinen alten Familienarzt entlassen hatte, nach jenem Doktor, dessen Tagebuch, während ich dieß niederschreibe, aufgeschlagen vor mir liegt, mir als Skizze dienend.

Die kranke Herrlichkeit, von welcher ich bereits sprach, war wegen seines unermeßlichen Reichthumes und wegen der mehr als orientalischen Pracht und des üppigsten Luxus, worin er lebte, allbekannt.

Die sogenannte böse Welt beschuldigte ihn der unnatürlichsten Selbstsucht, und es hieß, er habe mit seinem Gelde stets Wucher getrieben, zahllose Thränen erpreßt, massenhaftes Unrecht begangen und sei auch deßhalb häufig von durch ihn Unglücklichen verflucht worden. Nicht selten hörte man sagen, man könne nicht begreifen, wie der liebe Gott so langmüthig sein könne, denn keine der Verwünschungen, meinten die Leute aus dem Volke, habe diesem bösen Manne bis jetzt etwas angehabt. Sie sagten: „Der lebt in Hülle und Fülle und wie nach den Menschen, so scheint er selbst nach Gott nichts zu fragen."

Das war das Urtheil der armen und wenig begüterten Leute, die da glauben, Reichthum sei die goldene Brücke, um in den strahlenden Wagen eines dauernden Glückes keck hineinzusteigen; dem ist jedoch nicht so, und um dieß ja recht anschaulich zu beweisen,

dient diese bedauerliche Herrlichkeit, von der ich bereits sprach, als entschiedenste Widerlegung.

Als der Arzt, der mich mit seinem Notizenbuch betraute, zu dem reichen Herrn gerufen wurde, bangte ihm vor dem, was ihm bevorstand; er kannte nämlich aus Mittheilungen von manchem Collegen die Launenhaftigkeit und die Neigung zum Jähzorn dieses Patienten; da er jedoch gebeten war, so folgte er, wenn auch mit Widerwillen, seiner Pflicht. Nach Hut und Stock greifend, verließ er das Zimmer und bestieg seine Kutsche, hinaus in einen trüben, frostig kalten Dezemberabend fahrend.

Die ganze Straße, in welcher der reiche Patient ein prachtvolles Haus bewohnte, war mit Stroh bedeckt, und damit jede Art von Geräusch verhindert werde, waren zur Aufsicht mehrere Leute aufgestellt; den großen Thürklopfer hatte man umwickelt, eben so die Glocke, damit der Schall derselben die kranke Herrlichkeit nicht aufschrecke.

Im Augenblicke als der Wagen des Arztes vorfuhr, sprangen die Thürflügel wie durch Zauberschlag auf; denn der wachehaltende Thürsteher hatte, bei Androhung augenblicklicher Entlassung, gemessene Befehle jeden Besuch im Voraus zu erspähen. Der Boden des Vorraumes war mit dichten Matten bedeckt, doppelte Teppiche lagen auf den Treppen von Unten bis Oben hinauf und alle Thüren waren mit Tuchstreifen beschlagen.

Wie konnte Krankheit oder Tod sich erdreisten trotz solcher Vorsichtsmaßregeln hier einzutreten? —

Ein Bedienter in weiten ausgefütterten Pantoffeln fragte flüsternd nach dem Namen des Doktors, und sagte

nach empfangener Antwort, seine gnädige Gebieterin wünsche den Herrn Doktor auf ein paar Augenblicke zu sehen, bevor derselbe zu seiner Herrlichkeit hinaufgewiesen werde.

Der Arzt erklärte sich bereit und wurde deßhalb in ein prachtvolles Zimmer geführt, wo die Gemahlin des hohen, reichen Herrn neben ihrer bereits erwachsenen Tochter saß.

Das Gesicht dieser Dame bildete einen eigenen Contrast gegen die Pracht und die Glücksgüter, die sie umgaben; blaß, leidend und unglücklich sah es aus dieses Gesicht, wie auch die ganze Haltung der Dame von Erschöpfung und Entmuthigung zeigte.

Als die gegenseitigen Begrüßungen gewechselt waren, sprach die Dame: „Bester Doktor, ich fürchte die Behandlung meines Gemahls werde für Sie eine Geduldprobe; es gibt Nichts auf der Welt, was ich nicht schon in zarter Fürsorge anwendete, um ihn zu zerstreuen und so viel als möglich zu beruhigen. Ich wie meine Kinder und wie Alle, die sich um den Kranken bewegen, vergehen fast vor Anstrengung, indem wir seiner warten und thun, was wir ihm nur an den Augen ansehen, während er klagt, daß wir ihn schändlich vernachlässigen und planmäßig bemüht seien, ihn in verabredetem Complotte zu tode zu ärgern. An Nichts" sprach die arme, reiche Dame, „findet er Gefallen; Nichts beruhigt, Nichts befriedigt ihn. Rechthaberisch und eigensinnig ist er bis zu einem unbegreiflichen Grade, selbst der vernünftigste Widerspruch ist ihm unausstehlich, und weil unser Hausarzt behauptete, mein Gemahl habe sich durch eine Ausfahrt bei stürmischem, kaltem Wetter verdorben und weil er trotz der Verneinung meines Man-

nes dabei blieb, so will ihn nun der eigensinnigste aller Patienten nicht mehr sehen."

„Kranke" entgegnete der Arzt „haben häufig üble Launen; so etwas darf nicht abschrecken, am wenigsten den Arzt, der mit den körperlichen wie mit den psychischen Gebrechen der Menschen nur allzu sehr vertraut ist. Nach Mittheilungen von einigen meiner Collegen fürchte ich leider das chronisch gewordene Uebel des Patienten nicht gänzlich heben zu können; was aber nur immer in meiner Kraft steht, werde ich pflichtgemäß anwenden, um dem Kranken doch wenigstens Linderung seiner Schmerzen zu verschaffen."

Als der Arzt so sprach und sich galant gegen die Dame verbeugte, schlich, leise auf den Zehen gehend, ein Diener herein und benachrichtigte mit gedämpfter Stimme, Seine Herrlichkeit habe durch den Kammerdiener bereits Wissenschaft von der Anwesenheit des Arztes erhalten, und begehre denselben zur Sekunde zu sprechen.

Einen Anflug von Röthe hauchten die Worte des Dieners auf die bleichen Wangen der unglücklich aussehenden, mit edlen Perlen und echten Spitzen geschmückten Dame. Sie bat den Doktor so schnell als möglich hin zu dem Kranken zu eilen, der Entlassung des Hausarztes aber mit keiner Silbe zu erwähnen.

Ein Kopfnicken des Arztes gab die Versicherung nach dem Willen der Gnädigen zu thun, dann folgte er einem Diener, der einen schweren silbernen Armleuchter, auf welchem drei parfümirte Wachskerzen brannten, ihm vorantrug, und stieg über die mit prachtvollen Teppichen belegte Marmortreppe zu dem Gelasse des Kranken hinan.

Auf dem Gang, in welchen das Schlafgemach des Hausdespoten ausmündete, standen Vasen und Statuen

von prachtvollen Lampen beleuchtet, und den Arzt, der hier mitten unter Verschwendung und Luxus das Elend menschlicher Gebrechen aufsuchte, überkamen eigene Gedanken.

Mit unverkennbarer Aengstlichkeit öffnete jetzt der Diener die Doppelthüre, bedeutete dem Arzte mit einer Handbewegung einzutreten, und stieg so leise wieder hinab, als er hinaufgestiegen war.

Ein kostbarer Schimmer strahlte dem Arzte von allen in diesem Zimmer befindlichen Gegenständen entgegen. Geblümte Fensterdraperien von Damast und Bettvorhänge von demselben Stoffe, oben zusammengehalten von einem vergoldeten Adler, waren das Erste, was dem Eintretenden in die Augen fiel, unter dessen Füßen kostbare orientalische Teppiche die Tritte dämpften. Stühle mit vergoldeten Stäben und ein solches Sopha, mit rothem Seidensammt gepolstert, luden zur Ruhe ein, und äußerst geschmackvolle Lampen glänzten mit mildem Lichte von den milchweißen Marmorbüsten, die sie trugen, herab. Mit einem Wort, Pracht und Eleganz in den Stoffen, in den Meubels, in den Oelgemälden und Seltenheiten aus allen Welttheilen, wie in der Anordnung von Allem, was hier stand, lag, hing oder lehnte, schienen einander zu überbieten.

Der Arzt, der schon manches Prunkgemach geschaut, hatte noch nie so viel Schönes, auf einem Platze vereinigt, angetroffen; nie war er in einem weicheren und luxuriöseren Lehnstuhle gesessen, als derjenige war, in welchen er sich auf einen Wink der sogenannten Herrlichkeit niederließ.

Alles war in diesem Gemache darauf berechnet den reichen Besitzer zu dem Glauben zu verführen, er ge-

höre einer höhern Ordnung als der der leidenden Menschheit an.

Doch nun zum Patienten.

Seine Herrlichkeit, welche ein Emporkömmling war und weder nach den Verfluchungen von durch ihn zu Grunde Gerichteter, noch nach Gott etwas fragte, wie es die Leute sich bei Gelegenheit erzählten und der dem Ueberfluß und dem Glücke gleichsam im Schooße ruhte, lag in Dunen gebettet von schneeigem Leinen mit prachtvoller Seide umhüllt; nur sein kleines, erdfahles, runzeliges, von Krankheit, Alter und Verdrüßlichkeit abgenutztes Gesicht war zu erblicken, indem er aus der Tiefe seines Kißens nach dem Arzte herüber schaute, und seine rechte Hand, in welcher er ein gesticktes Taschentuch hielt, womit er sich zuweilen seine feuchte Stirne abwischte.

„Ach!" ächzte, oder schnaubte er vielmehr, indem ein zuckender Schmerz sein häßliches Gesicht so sehr verzerrte, daß er einem boshaften, die Zähne fletschenden Affen ähnlicher sah, als einem Menschen — einem Ebenbilde Gottes. „Sie haben — unten — länger — als fünf Minuten — verweilt — Doktor?" begann er in ärgerlichem Tone, indem er keuchend immer nach ein paar Wochen abbrach.

Der Arzt verbeugte sich.

„Ich schmeichle mir doch — daß ich es war, — welcher nach Ihnen schickte, und — nicht meine Gemahlin."

Als die Herrlichkeit so redete, machte der Arzt abermals eine leichte Verbeugung, und war eben im Begriffe eine Erklärung zu geben, als der Kranke in seiner unstörbaren Aergerlichkeit also weiter redete: „Ich merke

die ganze Geschichte; man hat Ihnen von meinem Eigensinn erzählt; ach! — oh! — thun Sie mir den Gefallen — und, ach! — erzählen Sie mir, — oh! die Historie, au! — wie Ihre Gnaden, — weh! — die Sache vortrug. Was hat — meine Frau — über die Entlassung — ach! — meines Hausarztes — gesagt?"

„Nicht mehr und nicht weniger, als daß derselbe eben aufgehört habe Eure Herrlichkeit zu behandeln."

„Ach! — aufgehört zu behandeln! — Lügen — s' soll heißen — durch meinen Willen — aufhören hat müßen mich — zu — ach! — mißhandeln!"

„Erlauben Euer Herrlichkeit, daß ich frage, ob Dieselben jetzt eben viel Schmerzen leiden," lenkte der Arzt ein, wünschend den Ausbrüchen der Verdrüßlichkeit des Kranken ein Ende zu machen. Gleichzeitig nahm der Arzt auch wahr, daß der Kranke in der höchsten Gefahr schwebe; denn nach allen Symtomen war die Gicht bereits aus Händen und Füßen in die Lebensorgane — den Magen und die Eingeweide übergetreten.

Eines der bedenklichsten Symtome, die der Kranke dem Arzte beschrieb, bestand in einer Empfindung, als ob ihm ein Eisklumpen auf der Magengrube liege. Während dieser Mittheilung klagte der Patient auch über zunehmende Ueblichkeit.

Obgleich ihm der Arzt nun nicht die ganze Ausdehnung der Gefahr, in der er offenbar schwebte, mittheilen mochte, so stellte er ihm doch solche Fragen und machte ihm solche Bemerkungen, daß er daraus entnehmen konnte, es stehe mit ihm gefährlich, ja fast hoffnungslos.

Der wie zum Spotte — in Anbetracht seiner Leiden und Gebrechen — „Herrlichkeit" Genannte ver-

stand jedoch den Arzt nicht oder wollte ihn, seiner angeborenen Bosheit und Widersprechungssucht halber, nicht verstehen; er verlangte vielmehr die Arzneien kennen zu lernen, die ihm nach dem Dafürhalten des Arztes werden sollten.

„Es darf jedoch," stöhnte er, „nicht das frühere — ach! — Gebräue sein, — womit mich Ihr Collège — ach! — mißhandelte und — ach! — vergiftete! Teuflischer Gestank — qualmte — aus den Medizinen; ich ersäufte mich fast — in köllnischem Wasser — und dennoch — stank es fürchterlich!"

Der Arzt, der auch in dieser Schilderung eine böswillige Uebertreibung herausfand, bat sich nun die Recepte der so viel gescholtenen Arzneien aus und als er sie durchgesehen, sprach er: „Mein Vorgänger hat bei Ihnen Asafötida und Moschus angewendet und ich besorge" sagte er stockend, daß ich genöthigt sein werde mit diesen Medikamenten fortzufahren."

„Ein Schuft will ich sein, wenn ich — ach! — Ihnen erlaube — mit diesem Gestank — fortzufahren!" In dem gereitzten Zustande, in dem sich der ungefügige Patient befand, erlaubte er sich mehrere höchst beleidigende Anspielungen auf die Unwissenheit der Aerzte, und verlangte, ohne das Zusichnehmen von Medizinen behandelt zu werden; gleichzeitig verbat er sich aber auch alle homöopathischen Gifte.

„Da reduziren Sie die Kur" entgegnete der Arzt, der keine Notiz von den Beleidigungen nahm, die ihm ein Todtkranker in unzurechnungsfähigem Zustande machte, lediglich auf die Heilkraft des kalten Wassers. „Demnach müßten Sie sich bequemen, sich jeden Tag in Tücher einwickeln zu lassen, welche man zuvor in kaltes Wasser getauchte und —"

„Was? — kaltes Wasser! — wickeln Sie Bauern — so ein, aber — ach! — keine Leute, die nie die Fatiken — ach! — des geldlosen Pöbels mitmachten; Feuer legen Sie mir auf den Leib, denn — ach! — mich friert — bis hinein — in's Mark! Keine Schindereien Doktor; — ich bezahle gut und lasse an mir — nichts probiren! Probiren Sie an Bettlern — und heilen Sie dieselben, indem Sie sie von dem Hunger — und von einem elenden Leben befreien. Hunger — ach! — welch' ein schönes Wort! wie glücklich ist doch — die Canaille, die Hunger hat! O nur noch ein Mal essen — mit Appetit — oh! — nur noch ein Mal — gehen können — ohne Schmerzen! Gehen — in blauer, sonniger Luft, — im Schatten der Bäume — auf Wiesen — oh! — ich bin sehr elend."

Das war das einzig' wahre Wort, welches die Herrlichkeit bis jetzt gesprochen, und der Doktor stand da ganz versunken in den Anblick dieses von Reichthum und Luxus umgebenen und trotz seiner Schätze so grenzen- und hoffnungslos elenden Jammerbildes.

„Ereifern Sie sich nicht über die Anwendung der Kur mit kaltem Wasser" sprach der Arzt nach einer Weile, „denn ich brachte dieselbe nur in Anregung, weil Sie weder homöopathisch noch allopathisch behandelt werden wollen, und so mußte ich denn das Gebiet der Wissenschaft verlassen und mit Ihnen von einer Behandlung sprechen, die ein schlichter Bauersmann erfand und die in manchen Fällen mit dem besten Erfolge angewendet wurde; Sie jedoch können die Kur nicht ertragen.

„Nun, wie wollen Sie mich dann behandeln?" sprach der Kranke plötzlich geläufig; denn es war das Stadium eingetreten, in welchem er keine Schmerzen verspürte.

„Diese Frage ist rascher gethan als beantwortet," entgegnete der Arzt, und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich verlegen bin, Ihnen etwas Befriedigendes zu sagen."

„Das ist eine Aufrichtigkeit, die ich weder achten noch würdigen kann, weil sie nichts als das Erkennungszeichen des Blödsinnes ist; ich will nicht wissen, was Sie nicht wissen, sondern was Sie wissen, das mir hilft."

„Sie fordern mich zu einer Aufrichtigkeit heraus, in der ich gezwungen bin zu sagen, daß Ihnen nur Gott helfen kann."

„Ich will keine Gnade von Gott und brauche keine; Menschen aber will ich, resp. Aerzte, die etwas verstehen und die mir gegen fürstliche Bezahlung helfen; ich werde mit meinem Gelde nicht kargen, verlassen Sie sich darauf; ach! — oh! — ha! —"

„Was ist Ihnen?"

„Ach! — mein Anfall — oh! — eis! — ich erfriere."

„Mein Herr" sprach jetzt der Arzt mit ernster Würde, „Sie stehen an dem Marksteine Ihres Lebens; rufen Sie die Barmherzigkeit Gottes an; denn hätten Sie Indiens Schätze, so wären Sie dennoch zu arm um sich noch eine Woche Leben zu erkaufen. Glauben Sie mir, ich bitte Sie Ihrer selbst willen."

„Glauben heißt nichts wissen; ich glaube nichts — gar nichts, außer was vorbei ist — und — was, — weil es vorbei ist, unwidersprechlich so — angenommen werden muß, wie es geschah. Noch lebe ich — und — weil ich lebe, glaube ich nicht, daß es —

ha! — jetzt schon — oh! — mit mir — zu Ende geht!“

„Glauben Sie, daß Gott gerecht ist, und daß der Unbußfertige, Verstockte keine Gnade vor ihm findet; glauben Sie das, ich bitte Sie wiederholt!“

„Ich verlangte einen — Arzt — keinen Pfaffen — keinen Esel; gehen Sie — ha! — o Gott!“

„Halten Sie den Inbegriff dieses Ausrufes, den Ihnen der Schmerz erpreßte, fest und verschaffen Sie sich Trost in jenen Tröstungen, welche die Religion bietet; zerbrochen liegt dieses Leben hinter Ihnen, unter Ruinen haben Sie nichts zu suchen; blicken Sie vorwärts uud bereiten Sie sich auf das vor, was jedem Menschenkinde begegnet, was aber gleichzeitig das Wichtigste und Ernsteste ist.“

Der Kranke überhörte die letzten Worte, die der Arzt sprach; Krämpfe stellten sich ein und er schnitt dabei wieder dieselbe häßliche Fratze, in welcher er einem häßlichen Affen, wie schon erwähnt, ähnlicher sah, als einem Menschen — einem Ebenbilde Gottes.

Eine Zeit lang lag er so da, dann erholte er sich wieder und sprach stöhnend: „Es ist vorüber! kein Arzt versteht mich, mein Zustand ist nichts weiter als nervös.“

Jetzt veränderten sich die Gesichtszüge der Herrlichkeit und mit schwacher Stimme fragte er, ob er nicht ein Glas Wein als Magenstärkung zu sich nehmen dürfe.

Der Kammerdiener, der eben eintrat und die Worte seines Gebieters vernommen hatte, sah den Arzt verlegen an, als dieser aber gewährend nickte, so brachte er ein stattliches Römerglas voll des edelsten Weines.

„Ha! Das stärkt, das hilft zur Gesundheit!“ stöhnte der Unglückliche, als er getrunken, dann rief er in zit-

ternder Leidenschaft: „Noch ein Glas! — Mehrere Gläser — Wein!"

Ein kalter Schweiß überrieselte nun plötzlich das Gesicht des Kranken; ein seltsamer Zug schwebte einen Augenblick auf demselben und die Augenlieder sanken schlaff herab; um den Mund zeigte sich jenes leise, unheimliche Zucken, das an das schreckliche Lächeln eines Gespenstes erinnert und ein sicherer Verkündiger des letzten Ringens eines im Kampfe mit dem Tode erliegenden Lebens ist.

„Rufen Sie Ihre Gebieterin, rasch — eilen Sie!" drängte jetzt der Arzt, dem Kranken den Hemdkragen aufknöpfend, der wiederholt den Mund verzog und — im Sterben lag.

Der Kammerdiener stürzte aus dem Gemache und ehe sich wieder Tritte draußen auf der Treppe vernehmen ließen, beleuchteten die Lampen ein mitten zwischen Luxus und Verschwendung gebettetes Todtenantlitz und eine wachsgelbe Hand, die an dem Prunkbette steif herabhing.

Der Lebenssand des von so vielen durch ihn Unglücklichen verfluchten Mannes war verronnen und er war dahingegangen, wo Rang und Reichthum ihm nichts mehr halfen, um allein zu stehen und sich zu rechtfertigen vor Gott.

Mit verdüsterter Seele kehrte der Arzt von dem erlebten Auftritte nach Hause, und ich nehme hier Gelegenheit dem Leser wenn auch etwas verspätet zu sagen, daß sich das eben Erzählte und das, was noch erzählt werden wird, in der wegen ihres unermeßlichen Reichthumes, wie wegen ihrer Verbrechen allbekannten Weltstadt — in London — zutrug.

Als der Arzt, zu Hause angelangt, in sein Wohnzimmer eintrat und mit seiner Gattin den herkömmlichen Gruß wechselte, bemerkte er, daß dieselbe Thränen vergossen habe; an ihren Wimpern zitterte jetzt noch das Naß der Zähren. Auf seine Frage, warum sie weinte, sagte sie ihm, daß eine Taglöhnerin ihrem Dienstmädchen eine der herzzerreißendsten Erzählungen mitgetheilt habe, und zwar eine Schilderung des höchsten Elendes, wie es nur durch Armuth im Vereine mit Krankheit hervorgebracht werden kann.

Die, wo es gutthätig sein galt, stets beredte Stimme der Doktorin bewirkte leicht, daß ihr vortrefflicher Gatte noch einmal seine Wanderschaft begann und trotz der eingetretenen Dunkelheit die von ihr geschilderte Scene des Jammers aufzusuchen sich bereit erklärte.

Die Taglöhnerin, die mit dem Dienstmädchen der Doktorin gesprochen, hatte den Namen und die Adresse der Familie, deren Elend sie geschildert, zurückgelassen.

Die Kälte war so durchdringend geworden, daß der Doktor, der sich dießmal absichtlich zu Fuß auf den Weg machte, zurückkehren mußte, um sich wärmer zu kleiden. Seine Gattin ergriff diese Gelegenheit um alles kleine Geld ihrer Börse in seine Hand zu schütten, wobei sie sagte: „Du wirst wissen, was du damit anfangen sollst, mein Lieber!"

Ihr wohlwollendes Herz im Stillen segnend, trat nun der Doktor die Wallfahrt der Barmherzigkeit an.

Nicht ohne Schwierigkeit gelangte er durch ein Labyrinth von dunkeln Nebenstrassen und Winkelgäßchen nach dem Petersplatze, wo die unglücklichen Gegenstände, denen sein Besuch galt, wohnen sollten, und als er bemerkte in was für eine Umgebung er gerathen war, so

begann er um die Sicherheit seiner Person und dessen, was er bei sich trug, besorgt zu werden.

„Mann! könnt Ihr mir nicht sagen, wo ein gewisser Tom Hurdle wohnt?“ wendete sich der Doktor an den Nachtwächter, der eben, die Stunde abrufend, vorüberging.

Der Angeredete setzte die Laterne nieder, rieb sich die Hände um sich zu erwärmen, und entgegnete, daß er zwei Hurdle kenne, die in diesem Viertel wohnen, und der Fragesteller möge ihm deßhalb den Mann, den er suche, näher beschreiben.

„Der Hurdle, den ich suche“ entgegnete der Arzt „ist sehr arm.“

Da lachte der Nachtwächter überlaut auf und meinte, das sei ein höchst unsicherer Wegweiser, denn die hier um- und anwohnenden Leute seien sämmtlich blutarm.“

Der Doktor erklärte nun, daß die Leute, die er suche, auch sämmtlich krank seien und daß er hingehe, um sie in Behandlung zu nehmen.

„Ah, da meinen Sie wohl den Hurdle“ sprach da der rauhe Hüter der Nacht, „dessen Sohn gestern transportirt worden ist. Ich selbst fing ihn ein; es war wegen einer Beraubung hier in der Nachbarschaft.“

„Ja, ja!“ seufzte der Arzt, „das werden die Leute sein, mit denen ich zu thun habe; wo ist ihr Haus?“ fragte er hastig, denn die eingezogenen Nachrichten waren eben nicht geneigt ihn zu beruhigen.

„Wenn Sie ein kleines Trinkgeld nicht scheuen,“ sprach da der Wächter, „so will ich Ihnen voranleuchten und den Weg zeigen;“ der Doktor sagte dieß gerne zu,

und wurde nun von dem Manne bis zu dem letzten Hause des Platzes geführt.

Dort angelangt, wurde die Wanderung durch ein elendes zerfallenes Thor, einige enge, schmutzige und gebrechliche Treppen aufwärts fortgesetzt; endlich befand man sich im Giebel des Hauses, und der Nachtwächter klopfte mit dem Ende seines Stockes an eine Bretterwand, rufend: „Holla ho ihr dadrin! öffnet! es wird nach euch gefragt!" leiser setzte er dann zu dem Arzte gewendet hinzu: „Bitte mein Trinkgeld nicht zu vergessen!" Als er dieses empfangen, dankte er dem Geber und rieth ihm auf seine Uhr und auf seine Taschen wohl acht zu haben, dabei kehrte er ihm den Rücken zu und stieg stolpernd die Treppe hinab.

Der Arzt fühlte eine seltene Beklommenheit, und als die Tritte des Nachtwächters sich in der Ferne verloren und endlich ganz erstarben, so verspürte er große Lust demselben zu folgen.

Da wurde eine Thüre aufgethan, jedoch höchst mißtrauisch und nur zur Hälfte, und eine weibliche Stimme fragte in traurigem Tone: „Wer verirrt sich bis zu den Gemächern der Verzweiflung? wer kann hier etwas zu suchen haben?"

„Ist Ihr Name Hurdle?" fragte der Arzt und als dieß bejaht wurde, sagte er, daß er erfahren, hier sei große Noth und Krankheit, weßhalb er auch gekommen sei um nach Kräften dem Uebel zu steuern.

„Sie gehen vollkommen recht" erwiederte da dieselbe traurige Stimme und die Thüre wurde nun so weit aufgethan, daß der Arzt eintreten konnte, was er auch that.

Ich führe hier wörtlich eine Stelle aus dem Tage-

buche des Arztes an, aus welcher am deutlichsten hervorgeht, was er in der Dachwohnung empfand. Diese Stelle lautet: „Glaube mir nun Leser, der Du, während Du diese Skizze durchläufst, vielleicht im Schooße des Ueberflusses ruhst, wenn ich Dir sage, daß die Bilder, die sich allgemach vor meinen Blicken ausbreiteten, all' mein Darstellungsvermögen zu Schanden machen und daß selbst der Gedanke, der befähigt ist sich tief hineinzubohren in das menschliche Elend, noch weit hinter der furchtbaren Wirklichkeit zurückbleibt. Hätte ich nicht mit eigenen Augen all' das Schreckliche gesehen, so würde ich nimmermehr geglaubt haben, daß solches Elend wirklich vorhanden sei."

So empfand ein Mann, der in London die Stelle eines Arztes begleitete, in London, wo, wie schon erwähnt, der üppigste Reichthum neben dem nacktesten, Grauen eregendsten Elende gruppirt ist.

Als der Arzt eingetreten war, machte die Frau Licht an und der tief ergriffene, rechtliche Mann hatte nur eben so viel Zeit, einen raschen Blick auf das abgezehrte Gesicht und auf die Lumpen umhüllte Gestalt des unglücklichen Weibes zu werfen, das ein Kind auf dem Arme trug, als der durch eine unverstopfte zerbrochene Fensterscheibe hereinwehende Zugwind das Licht erlöschte, so daß von Neuem undurchdringlich dichte Finsterniß über das menschliche Elend niedersank.

„Bitte Euer Gnaden stille zu stehen, bis ich wieder Licht angemacht habe, Sie möchten sonst auf die armen Kinder treten."

Diese Mahnung, von der traurigen Stimme gethan, bannte den Arzt gleichsam auf den Boden fest.

Die Frau mühte sich nun an der noch etwas glimmenden Asche eines längst niedergebrannten Feuers das Licht anzuzünden; ihr Bestreben war jedoch vergebens, denn das Licht, ein kaum Zoll langes Stümpchen, schmolz, und der Docht fiel in die Asche.

„Ach Gott, was fangen wir nun an, es war der letzte Lichtrest und wir haben kein Geld um welches zu kaufen.“

„Da kann geholfen werden“ sprach der Arzt, hieß die Frau sich ihm nähern, und reichte ihr, als sie dieß gethan, einen Schilling.

Die Frau bedankte sich, weckte ihre älteste Tochter auf und hieß sie Licht holen.

„Ei laßt lieber einen Laib Brod holen, Mutter,“ ertönte eine mürrische Stimme, während sich ein Geräusch vernehmen ließ, wie wenn Ratten in einem Strohbündel herumkrappeln.

„Wenn Sie gestatten,“ wendete die Frau sich schüchtern zu dem Arzte, „daß auch Brod für den Hunger hier geholt werde, so mag es geschehen.“ Der Arzt sagte natürlich zu und mit einer lebhaften Bewegung sprang die ehevor Mürrische aus dem rasselnden Stroh auf, tappte nach der Mutter hin, empfing den Schilling und eilte, die Thüre hinter sich zuschlagend, mit großer Schnelligkeit die Treppe hinab.

„Es thut mir leid, Sire, daß wir keinen schicklichen Sitz für Sie haben,“ sprach jetzt die Frau, indem sie sich dem Arzte näherte; „wenn ich aber so dreist sein darf, Ihre Hand zu ergreiffen, Sire, so will ich Sie wohl zu der einzigen Bank, die wir haben, führen; dort

können Sie dann so lange bleiben, bis das Mädchen mit dem Lichte zurückkehrt."

Der Arzt streckte die Hand aus, die alsbald von eiskalten, dürren Fingern ergriffen wurde, und ließ sich so nach der vor erwähnten Bank hinbringen.

In dem Winkel hinter dem Ofen angelangt, setzte er sich auf die Bank, die so gebrechlich war, daß sie unter der Last seines Leibes ächzte; das Weib setzte sich auf den Boden ihm zur Seite, und als er eben im Begriffe war einige Fragen an die ärmste der Mütter zu richten, unterbrach ihn das Winseln eines kleinen Kindes.

„Still! still! du kleines armes Tröpfchen; still! du weckst sonst den kranken Vater auf; still! in den Schlaf mit dir." Leise aber streng sprach die Frau die letzten Worte; das Kindlein aber hörte nicht zu weinen auf. „Ach — ach!" stöhnte es, „es ist so kalt, ich kann nicht schlafen.'

Der Arzt wendete nun den Kopf nach der zitternden Kinderstimme hin, und da sich sein Auge etwas an die Dunkelheit gewöhnt, so war es ihm, als sehe er ein schauderndes, halb nacktes etwa vier Jahre altes Kind, das in dem Stroh kauerte, und sich weinend aufrichtete.

„Still gelegen, rühre dich nicht!" befahl die Frau, dem vor Frost zitternden Kinde ein Stück Brod verheißend, wenn es schweigsam sei. „Keines von uns hat heute noch einen Bissen über das Herz gebracht," wendete dann die Mutter sich zum Arzte.

Durch die Verheißung Brod zu bekommen war das Kind zur Sekunde still; es klapperte mit den kleinen Zähnen und schlug, um sich zu erwärmen, die Hände zusammen, denn während hier Feuer mangelte, blies der schneidende Wind durch die zerbrochenen Fensterscheiben

herein, so daß es hier so kalt war, wie draußen in freier Luft.

„Wie viele seid ihr euer hier gute Frau?"

„Ach da ist die einfältige Sara, die nach Licht ausgegangen; das kleine Fränzchen, das eben weinte; Robertle, der noch aus ist um zu betteln, und John, der, gerührt von unserm Elend, — Gott verzeih' es ihm — einen Straßenraub beging. Er saß in Newgate, und wurde gestern nach Botany-Bai abgeführt," fuhr die Unglückliche in Thränen ausbrechend, fort. „Strafe, Sire, verdiente er, aber Gott im Himmel wird es wissen, eine so strenge nicht; denn das Elend von Eltern und Geschwistern ansehen müssen, und nicht helfen können, Arbeit suchen und sie nicht finden, das ist hart und treibt zu verzweifelten Streichen. Doch still um Gotteswillen, daß wir seinen armen Vater nicht aufwecken; das Geschick des John wird ohnedieß zum Sarge für den armen Mann."

„Wie ich hörte," sprach da der Arzt leise, „ist Ihr Mann krank."

„Ja, Sire, so krank als ihn nur immer sein Brustübel machen kann. Gott sei es gedankt, er schläft schon an zwei Stunden ohne daß ihn das Weinen und Zähnegeklapper der armen hungrigen und frierenden Kinder erweckte. O Jesus, welch ein Trost, welch' ein Vergessen liegt im Schlafe! O könnten wir doch alle zusammen einschlafen fest und tief, bis uns Gott, der Gerechte und Barmherzige zum letzten Gerichte aufweckte, das wir arme Unglückliche gewiß nicht zu fürchten hätten." Unter Schluchzen sprach sie diese Worte und küßte dem kleinen Kinde, das sie auf dem Arme hielt, die kalten Händchen warm. Da näherten sich dann endlich langsam Fußtritte;

Lichtstrahlen schimmerten durch die Spalten und Risse der Thüre, die ein paar Augenblicke darnach geöffnet wurde.

Die von der Mutter als einfältig bezeichnete Sara erschien, die Hand vor das brennende Licht haltend und ein Brod unter dem Arme. Eilig steckte sie das Licht in den Hals einer Flasche und stellte dieselbe auf das Gesimse des Kamins.

Gott, welch' eine Scene wurde nun sichtbar! —

Das Gemach war eine Dachstube, deren schräge ablaufende Decke, wenn man sie so nennen konnte, es fast unmöglich machte, sich nach irgend einer Richtung hin aufrecht zu erheben. In dem Scheinbilde eines Fensters war keine einzige unbeschädigte Glasscheibe vorhanden und nur einige von den Lücken waren mit Stroh, Lumpen und dunklem Papier verstopft oder verklebt. Nicht ein Stück Hausrath war zu sehen; weder Bett, noch Stuhl noch Tisch. Die letzten Ueberbleibsel waren für Miethrückstände hinweggenommen worden.

Der Boden war spärlich mit Stroh bedeckt; nicht ein Mensch hätte darauf sich weich niederlassen können und doch diente dieses spärliche Stroh der ganzen zum Elende verurtheilten Familie.

Vor dem trüben Schimmer des dünnen Lichtes verschwand das matte Glimmen in der Asche gänzlich, so daß nicht einmal ein Anschein von Feuer da war.

Und dieß Alles in einer nach Norden liegenden Dachstube und in einer der bitter kältesten Nächte!

Das edle Herz des Doktors krampfte sich in seiner Brust, als er all' dieses entsetzliche Elend betrachtete und es mit dem Glanze und mit den unendlichen Ueppigkei-

ten seines vorigen Patienten verglich, den der Tod bereits heimgeholt; es fiel ihm dabei eine Parabel ein, die Lazarus und den Reichen zeichnet.

Seit das Licht in dieser elenden Spellunke brannte, stand die Mutter und ihre etwa 18 Jahre alte Tochter in einen Winkel gedrückt da; beide schienen sich ihrer Lumpen, die kaum nothdürftig ihre vor Frost zitternden Leiber bedeckten, zu schämen. Sie schämten sich auch wirklich diese armen Geschöpfe und senkten die Köpfe, als ob sie etwas verbrochen hätten.

Entsetzlicher Hunger verscheuchte jedoch bald wieder das Gefühl der Scham, und die Mutter, welche die Gier zu essen in den Gesichtern der armen Geschöpfe, die um sie waren, gewahr wurde, nahm ein Messer und theilte Brod an sie aus. In wahrhaft gefahrdrohender Schnelligkeit verschlangen dieselben große Stücke, und nur der unglückliche Familienvater regte sich nicht. Er saß auf dem Boden auf der andern Seite des Kamins mit dem Rücken an die Wand gelehnt, Fränzchen hatte sich auf seinen Schooß gesetzt und verzehrte hier das Brod, das ihm die Mutter gegeben.

Ach, welch' ein elender Mensch war dieser Familienvater! Er hatte eine garstige, ungestaltete Mütze von dunklem Papier auf dem Kopfe, und über den Rücken geworfen eine so zerlumpte Jacke, daß sie selbst der ärmste Bettler würde unberührt am Wege haben liegen lassen. Die arme Mutter machte dem Arzte nun folgende Mittheilungen; sie sagte ihm, ihr Mann sei ein Zimmermann seines Handwerkes und sei einmal bei Aufrichtung eines Dachstuhles vom Gerüste gefallen; es habe sich nach dem Falle, als er wieder genesen, ein Brustübel eingestellt, welches in der Zeitfolge so sehr überhand nahm,

daß er außer Stand gesetzt wurde zu arbeiten. Nun habe sie für die Leute gewaschen und so lange als möglich das Unentbehrlichste in's Haus geschafft, endlich sei aber auch sie den Anstrengungen erlegen und krank geworden. „Da brach nun gar schwer das Elend über uns herein," sagte die Arme „und so sehr sich auch mein Mutterherz dagegen sträubte, so schickte ich denn doch um nicht mit meinem kranken Manne zu verschmachten, die Sara und das Robertle auf's Almosenbitten aus. Das was die Beiden heimbrachten, langte nun freilich oft kaum um an rauhem Brod sich die größte Gier des Hungers zu stillen. Da wurden auf einmal die beiden armen Narren beim Betteln von der Polizei aufgegriffen und eingesteckt. Zwei Tage und zwei Nächte warteten wir zu, dann aber fühlten wir uns so entkräftet, weil uns Nahrung und Wärme fehlte, daß John mit rollenden Augen von dem schlechten Stroh aufsprang, die Fäuste ballte, Hilfe zu bringen versprach und zur Thüre hinausstürzte. Habe Gott vor Augen rief ich ihm, von einem seltsamen Grauen erfaßt, nach; doch der Unglückliche eilte fort und hörte nicht auf die warnende Stimme seiner Mutter. Er that aus Liebe für uns, was vor Gott und dem Gesetze nicht recht ist, und wurde wie ich Ihnen schon früher erzählte, nach kurzer Haft in Newgate nach Botany-Bai transportirt. Dieses Unglück brach unsere Herzen vollends, denn auf Gottes Barmherzigkeit vertrauend würden wir uns lieber sammt unsern Kindern todt gehungert haben; so aber ist unser Elend groß, denn arm und auch noch durch die That des John entehrt, wissen wir unseres Elends gar kein Ende." Ein heftiges Schluchzen erstickte die Worte der armen Mutter; aus Furcht

den armen Mann aufzuwecken arbeitete sie jedoch alsbald wieder den Schmerz in der Brust hinab und wurde wieder so schweigsam und stumm, wie ein Steingebilde.

Da wurde von der Treppe her das klägliche Geschrei eines Knaben und das eilige Tappen nackter Füße vernommen.

„O Gott!" rief die Mutter, Angst in der Miene, aus, „was fehlt dem Robertle?" Sie stürzte nach der Thüre und ließ einen zerlumpten, schaudernden Buben von etwa neun Jahren herein.

Dieses unglückliche Kind hatte weder Schuhe noch Strümpfe an den Füßen, noch eine Mütze auf dem Haupte. Um ihn herum hingen Lumpen, welche er mit seiner rechten Hand fest halten mußte, während er mit der Linken seine Wange bedeckte.

Als der Kleine den Doktor gewahr wurde, hörte er sogleich zu weinen auf; da aber die Mutter den Verdutzten ermuthigte, so gab er ihr einige Kupfermünzen und erzählte, daß ein Herr, dem er, um ein Almosen bittend, einige Schritte auf der Straße gefolgt sei, sich unerwartet umgewendet und ihm mit einer Reitpeitsche einen so schmerzhaften Schlag über das Gesicht versetzt habe, daß er laut aufschreien mußte.

„Komm du armer kleiner Mensch, laß mich dein Gesicht sehen," sprach da der Arzt, eine Thräne der innigsten Theilnahme zwischen den Wimpern zerdrückend.

Der Knabe, der noch immer die Wange zuhielt, näherte sich zutraulich dem Arzte, der so freundlich mit ihm redete; der schob seine Hand zurück und erblickte nun eine lange über die ganze linke Wange hin laufende Striehme.

In thränenlosem aber tief gefühltem Schmerze beugte

sich die Mutter zu dem mißhandelten Kinde nieder, schlang ihren abgezehrten Arm um seinen Nacken und rief mit schwacher, vor Herzeleid zitternder Stimme: „Ach Robertle, armes, armes Kind!" Nach einigen Augenblicken ließ sie dann den Knaben wieder los und wies nach der Stelle hin, wo seine Geschwisterte noch immer Brod aßen.

Sobald der Knabe dieß sah, vergaß er seinen Schmerz sprang hinzu, riß ein großes Stück von dem Brode ab und machte sich mit einer wahren Wolfsgier darüber her. —

„Die Kinder werden mit dem Brode fertig sein, ehe Sie es gekostet hat, arme Frau," mahnte der Arzt; die Mutter aber lächelte wehmüthig und meinte, Gott möge es den armen, hungrigen Würmern segnen, sie könne länger Entbehrungen ertragen wie jene.

„Nun gute Frau," sagte jetzt der Arzt, sich endlich an das besinnend, weßhalb er hieher gekommen; „ich habe nicht mehr viel Zeit und stieg eigentlich zu euch herauf, um zu sehen, was ich als Arzt für euch thun könne; wie viele sind von euch krank?"

„Ach Jesus wir sind Alle elend! es ist hier ein Krankenhaus ohne Arznei und Nahrung. Der Herr weiß es, daß wir ja all' dieß geduldig ertrugen und auch fürder ertragen hätten, wenn nur John das nicht gethan hätte, wozu unser Jammer ihn antrieb; wären wir dann auch Alle zu Grunde gegangen, so würden unsere Herzen doch mit dem Bewußtsein erkaltet sein, wir haben ohne Selbstschuld gelitten und Keines von uns habe einen schlechten Streich gethan."

Nun jammerte die arme Mutter wieder so leise, als ihr gewaltiger innerer Schmerz es zuließ, und so oft ein

lautes Stöhnen, das sie nicht zurückzuhalten im Stande war, über ihre bleichen Lippen kam, schaute sie voll zarter Besorgniß nach ihrem Manne hin, der noch immer, den Rücken an den Kamin gelehnt, in unveränderter Stellung auf dem mit spärlichem Stroh bedeckten Boden saß, und das kleine Fränzchen an sich herumspielen ließ ohne durch eine Bewegung zu verrathen, daß das Kind seinen festen tiefen Schlaf störe.

Von dem Jammer der Mutter tief erschüttert, reichte ihr der Arzt die Hand und sagte: „Aus Allem, was ich bereits hier hörte, sehe ich, daß ihr christliche Leute seid, und wer Gott vertraut Frau baut gut; deßhalb empor geschaut und Muth gefaßt. Ich werde trachten, daß sich Menschenfreunde eurer annehmen und daß für euch bald etwas gethan wird; doch nun zu Euerm Manne; weckt ihn, ich möchte mit ihm sprechen!"

„Ach Herr," bat da die Frau und legte die Hände bittend zusammen, „störet den Schlummer des unglücklichsten aller Väter nicht; lasset ihm den Schlaf und das Vergessen seines Elendes. Er ging heute zur heiligen Kommunion und ist nach dem Empfange derselben so ruhig, wie ich ihn selten sah. Vor er am Kamine dort einschlief, betete er laut mit mir und den Kindern und als er die Worte: „„Erlöse uns von dem Uebel, amen,"" in ungemein gläubigem und vertrauungsvollem Tone gesprochen hatte, bat er uns seine Ruhe nicht zu stören, ließ den Kopf sinken und schlief ein. Sie können sich ja, Sire, sein unglückliches Gesicht beim Lichte betrachten und ihm auch den Puls fühlen, denn er schläft ja so fest, daß ihn nicht einmal das auf seinem Schooße spielende Kind aufweckt."

Das Licht in der Hand trat nun die Frau zu ihrem Manne hin; der Doktor folgte.

Schlaftrunken hing der Kopf des unglücklichen Familienvaters auf die Brust herab und das Kind spielte, ohne auf die Anwesenheit des Arztes zu achten, an dem abgehärmten, bleichen Gesichte herum. Da durchzuckte ein Strahl der schrecklichen Wirklichkeit des Doktors Seele. Er nahm der Frau das Licht aus der Hand, kniete zu der Jammergestalt nieder und mehr zu sich selbst, als zu den Andern sprach er: „Der Mann ist todt."

So war es auch. Der Unglückliche mußte schon beinahe eine Stunde zu leben aufgehört haben, denn sein Gesicht und seine Hände waren kalt und fühlten sich an hart und schwer wie von Holz.

Entsetzlich war es dieses Gesicht in seiner schrecklichen Abgemagertheit, überzogen mit der Leichenfarbe, anzuschauen.

Welch' ein Gegenstand für einen Maler! Das lebende Kind in den Armen seines todten Vaters, unwissend mit der Leiche spielend! —

„O Herr, Ihr irrt Euch, er kann nicht todt sein!" rief da von Schreck erfaßt die arme Mutter, und die Kinder, die vom Todsein sprechen hörten, vergaßen ihren Hunger, liefen herzu, klammerten sich an die Lumpen der Mutter fest und starrten fragend auf den Vater, der sich nicht bewegte, obwohl ihn bereits sein Weib mit den Armen umschlang und mit einer Stimme ihn beim Namen rief, die geeignet war den Scheintod zu erwecken und einem Barbaren Mitleid einzuflößen. Mit ängstlicher Hast knöpfte sie ihm die fadenscheinige Weste auf, und legte ihre zitternde Hand auf die Stelle seines Herzens. Hier war es eisig und unheimlich still geworden; gebrochen war das ärmste

aller Herzen, das trotz der Blutarmuth stets warm für seine unglückliche, geliebte Familie schlug.

„Kinder, ihr habt keinen Vater mehr!" rief händeringend die Mutter, die Kleinen an ihre Brust ziehend, als fürchte sie, daß auch diese ihr von dem Tode entrissen werden.

Der Arzt stand seitwärts, fester hüllte er sich in seinen Mantel, und wendete sein Auge von einer Scene ab, die ihm das menschenfreundliche, tief empfindende Herz zerriß.

Nicht dem Eigennutze floßen bei dieser Leiche Thränen; denn der arme, kranke Mann konnte schon seit einem Jahre nichts mehr verdienen und keinen Bissen Brod mehr in's Haus schaffen. Sein Weib arbeitete, um ihn zu erhalten, sich krank und elend und seine Kinder liefen auf bloßen Füßen und ohne Kopfbedeckung hinaus in die kalten frostigen Nebelabende und bettelten für ihn; und dennoch freuten sich all' die armen Geschöpfe, wenn sie die Nacht unter dem Speicher wieder vereinte, und sie sich neben den auf den Boden legen konnten, der mit stillem Schmerze zugleich aber auch mit der innigsten Liebe auf sie schaute. Ein Kuß vom Vater stärkte sie zu neuem Elend; jetzt aber hatte er vollendet und entmuthigt sanken all' die Armen, unter Klagen und Gewimmer, auf die Leiche.

Das laute Schreien und Weinen rief die in dem Hause wohnenden Leute herbei und Menschen, die früher nie dieses Gemach des Elendes betraten, kamen jetzt herein. Da gab es nun ein Bedauern über den auf dem Speicher zur Ruhe gekommenen Mann, und von allen Seiten wurde Hilfe angeboten.

Der Arzt, der nicht mehr weicher werden wollte, als er bereits war, schüttete all' sein Geld, das er bei sich hatte, in den Schoos der Wittwe, und versprach bald und mit erklecklicher Hilfe wiederzukehren.

So reinlich als es möglich war, wurde die Leiche gebettet und zum Begräbnisse hergerichtet, denn arme Leute läßt man gewöhnlich nicht lange liegen; die müssen so schnell als möglich unter die Erde.

Dieser Fall machte Aufsehen und da das bei den meisten Leuten nöthig ist, um sich zur Hilfe bestimmen zu lassen, so beschäftigten sich plötzlich mehrere Familien mit dem Gedanken, auf welche Weise den Hinterbliebenen des todten Zimmermann zu helfen sei.

Es ging hier eben auch, wie bei manchem andern Falle, wo für eine Familie so lange nichts gethan wird, als der Vater derselben lebt Manchem Hausvater wäre sicherlich das Leben zu retten gewesen, hätte man sich zur rechten Zeit seiner angenommen; ich meine nämlich in jenen Tagen noch, wo unverschuldetes Elend ihn bereits beugte aber noch nicht zum siechen Krüppel gemacht hatte.

Die Wittwe und die Vaterwaisen erhielten nun wohl einige Unterstützungen, all' das wäre aber nur vorübergehend gewesen und hätte keine wahre Hilfe und keine wahre Rettung angebahnt; der Arzt jedoch, der ein edler, vortrefflicher Mann war, brachte die kleinen Kinder des heimgegangenen Zimmermanns in einer Armenschule unter, und durch die Vermittlung seiner vortrefflichen Frau erhielt die Wittwe und die einfältige Sara den wirksamen Beistand eines anspruchslosen aber unvergleichlichen Frauenvereins.

Von dem Weltübel, wie er den Wunsch in der letzten Bitte des Vaterunsers aussprach, war der arme Mann nun erlöst und seinen durch Hunger und Elend verkommenen Körper deckte die kühle Erde und die Ruhe des Friedhofes wehte darüber hin; auch von den Seinen war das Uebel genommen, denn sie hatten endlich in der großen weiten Welt Menschen gefunden, die sich mit Liebe und Theilnahme zu ihnen neigten und sich um ihr Wohl oder Wehe bekümmerten.

John, den der Gedanke, er sei doch wenigstens der Form nach ein Mensch, wie die gewonnene Ueberzeugung, daß man sich um ihn und um seine unglücklichen Eltern und Geschwisterte weniger bekümmere, als um ein leidendes Thier, zu einem Verbrechen hinriß, führte in Botany-Bai, wohin man ihn transportirte, ein musterhaftes Leben; er hielt sich ferne von den gleich ihm dahin verbannten Verbrechern, verkehrte wenig mit Menschen und wenn es denn doch zuweilen geschehen mußte, so that er dieß mit den Ureinwohnern.

In der Einsamkeit des fruchtbaren Neusüdwales kam manche Fähigkeit, die zu Hause in Johns Gemüth unentwickelt blieb, zur Reife und er begriff gar nicht, wie er von dem Pfade der Ehre und Rechtlichkeit abweichen und sich zu einem Verbrechen hinreißen lassen konnte. Unzählige Thränen weinte er dieser leidenschaftlichen That, und sein ganzes Wesen zeigte mit Entschiedenheit den reuigen Sünder.

Den Verwendungen des Arztes zufolge wurden dem John einige Jahre der Verbannung in Gnaden erlassen, und als er zurückkehrte und die Seinen gesund wohl und geborgen wieder traf, so söhnte ihn dieß mit der

Gesellschaft aus. Der Arzt wurde nun auch ihm ein väterlicher Freund und ließ es dem jungen Manne, der häufig an dem Grabe seines heimgegangenen Vaters weinte und betete, nie an jener Beschäftigung fehlen, die das Gemüth froh und den Körper kräftig erhält.

Es sind dieß gewiß zwei sehr verschiedene Todesfälle, die ich in der Nebeneinandergruppirung des Reichthums und des nacktesten Elendes dem Leser vor Augen führte, beabsichtigend, in seinem Herzen die Gefühle der Barmherzigkeit gegen die Armen anzuregen und gleichzeitig zu beweisen, daß auch der Reichste, umgeben von Pracht und Luxus, elend und hoffnungslos hinsterben könne.

Im Sterben begegnen sich die Armen und Reichen, den sie haben ein und denselben dunklen Pfad zu gehen. Bedächten das die Mächtigen und Reichen, so würden sie auch gewiß weniger hart und weniger stolz gegen die Armuth sein, wie auch die Armen die Besitzenden und Reichen des zeitlichen Ueberflusses halber nicht haßten und nicht nach jenem Mamon begehrten, der häufig das Herz kalt gegen die Tugend macht und das Gemüth von Gott abwendet.

Trotz allen glänzenden Erfindungen der Neuzeit, sagte ich gleich Eingangs dieser Erzählung, habe man noch kein Mittel ausfindig machen können, wie die Blutarmuht von der Erde hinwezutilgen und die Hoffnungslosigkeit in rosige Hoffnung zu verkehren sey; weßhalb auch jener mit der Welt und häufig selbst mit Gott unzufriedene Haufe regiert werden müsse.

Ja er muß regiert werden dieser Haufe und zwar strenge und mit aller Umsicht, nicht aber weil er arm,

sondern weil er größtentheils moralisch und mit Gott zerfallen ist; der gläubige Arme jedoch bedarf keiner Zwangsmittel, denn häufig findet man unter seinem schlechten Dache jene Tugenden, die man vergebens oder doch höchst spärlich in Palästen trifft.

Guter Glaube allein ist der beste Trost, der beste Schild und die beste Wehr für den Armen, und daß auch der Reichste elend sei, wenn es an's Sterben geht, und er ohne Gottesglauben ein durch Sünden erwürgtes Leben hinter sich hat, das suchte ich in dem Sterbefalle der reichen sogenannten Herrlichkeit darzuthun, die nie im Leben Barmherzigkeit übte.

Um wie Vieles erhebender war der Sterbefall des unglücklichen, gänzlich verarmten Zimmermannes, der nach vorangegangener Kommunion und nach einem mit Inbrunst gebeteten Vaterunser hinüberschlummerte zu dem Vater der Armen; um wie Vieles erhebender frage ich noch ein Mal ist dieser Sterbefall als der des unbarmherzigen Reichen, der, als der Tod bereits sein Gebein erkältete, noch frevelnd rief: „Ich brauche keine Gnade von Gott!"

Es zeigt sich hierin wahrhaftig Gottes Gericht, denn es steht geschrieben: Es wird ein Gericht ohne Barmherzigkeit ergehen über den, der nicht Barmherzigkeit geübt hat.

Glaubet daher ihr Arme, traget euer Elend mit christlicher Demuth und vertrauet auf Gott den Barmherzigen und Gerechten, der eure Thränen sieht und eure Seufzer hört; und ihr Reichen! mißbrauchet eure Glücksgüter nicht, helfet nach Möglichkeit dem Bedrängten — seid barmherzig!

Dieser den Reichen wie den Armen vorgezeichneter Weg ist der einzig wahre, auf welchem man zur edlen Freiheit und zu dauerndem Glücke gelangt.

Oberkalifornien und die Goldsucher

oder

Wie eitel sind oft die Bestrebungen des Menschen?

Dieser den Reichen wie den Armen vorgezeichneter Weg ist der einzig wahre, auf welchem man zur edlen Zufriedenheit und zu dauerndem Glücke gelangt.

I.

Der Abschied.

Das Goldland Kalifornien ist einer völligen Narrheit zum Raube geworden; die Arbeiter haben ihre Arbeit und ihre Werkstätten hinter sich gelassen; die Häuser sind geschlossen, viele Straßen sind unbewohnt und verödet, denn in großen Caravanen sind alle fortgezogen nach den Minen.

Dieser Schwindel hat jedoch nicht nur die Eingebornen erfaßt, sondern auch eine Menge transatlantischer Brüder, die den Spruch vergessen: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, und die, das Gehirn mit Luftschlössern erfüllt, dem heimathlichen Boden „Lebewohl" zurufen und als fahrende Glücksritter auf Abenteuer ausziehen.

Da ich mir nun vorgenommen in diesem Bande, wie schon in der ersten Erzählung erwähnt, verschiedene Klassen der Menschen zu zeichnen, so mache ich mich jetzt an die große Menge jener Leute von grösseren Glücksumständen, welche Ergötzungen und Vergnügungen als den Zweck ihres Lebens betrachten.

Es scheinen diese Leute unsere Erde nur für einen großen Maskenball anzusehen, wo es jedem erlaubt ist zu sein und zu treiben was er will, wenn nur die große Absicht erreicht ist — die Zeit zu tödten. Es machen sich solche Menschen mit der Welt so viel als möglich bekannt und alle ihre Leidenschaften dienen ihnen nur zur Aufsuchung der vielnamigsten Vergnügen und Genüsse.

Der Witz, dieser gefährliche Affe der Vernunft, ist ihr Abgott, der ihnen eben die süße aber zugleich auch giftige Kunst lehrt sich selbst zu betrügen. Es setzt dieser tückische Affe sowohl die Tugend wie auch jede ernste Wahrheit in Entfernung und in Schatten, und blähet kleine, zeittödtende Freuden zu riesenhaften Wichtigkeiten auf; ferner erhitzt dieser Affe die Phantasie, indem er ihr die buntesten und bezaubernsten Bilder zeigt und andere Gesetze herausfindet, als auf den ewigen Tafeln zu lesen sind, denen der göttliche Wille eingeprägt ist.

Es befinden sich solche Leute so wohl in der Welt, daß sie gar nie Zeit finden an eine andere bessere zu denken, und auf ihre durch Spielereien und Genüssen verweichlichten Gemüther wirkt nichts störend ein, als der Ueberdruß, das Alter und das, was man Unglücksfälle nennt.

Ich will nun hier die Geschicke eines sogenannten Familienvaters erzählen, und da das sogenannt auffallen könnte, so bemerke ich gleich, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, daß dieser galante Herr die würdevolle Bezeichnung Familienvater schon deßhalb nicht verdiente, weil er eben nicht väterlich für die Seinen sorgte.

Als reicher Leute Kind kannte er die Worte: Mangel und Entbehrung nur dem Namen nach und fehlte ihm auch manchmal, wenn seine Verschwendungen nämlich zu lange andauernd waren, baares Geld, so wußte er doch stets wieder solches, gegen Zinsen aufzutreiben. Daß er so immer tiefer in Schulden gerieth, das genirte ihn nicht im mindesten, wahrscheinlich aber merkte er dieß, von Vergnügungen zu Vergnügungen hüpfend und nur dem Wein und der Freude lebend, gar nicht einmal. Seine Frau war brav und machte sich nur hierin auch seiner Schuld theilhaftig, weil sie ihn thun und treiben ließ, was er wollte, ohne ihn aufmerksam zu machen, wohin sein Leben, auf diese Weise fortgesetzt, führen werde.

Es fehlte dieser Frau die gehörige Energie und da ihr Mitgift ein reichliches war, so protestirte sie schon aus dem Grunde nicht gegen das flotte und lustige Leben ihres Mannes, weil ein falsches Ehrgefühl ihr zuflüsterte, ihr Gatte werde alsdann glauben nur Geitz und Selbstsucht bestimmen sie seine Ausgaben zu beschränken. Sie schwieg daher und zeigte der Welt und ihrem Gatten ein heiteres Gesicht; im Stillen aber überkam sie jedoch oft eine recht schwere traurige Stunde, und ihre Kinder sahen nicht selten das Naß der Zähren an der Mutter Augen perlen.

Julius Sternau, hieß dieser immer lustig und leichtsinnig in's Leben hineinlebende Gatte, der überall zu treffen war, nur nicht bei seiner Familie. Er hatte seine Kinder lieb und dennoch bekümmerte er sich nicht im mindesten um ihre Erziehung; er glaubte, wenn er den Mädchen eine Gouvernante und den Knaben einen Hauslehrer halte und wenn er nach dem Dok-

tor schicke, wenn irgend einem etwas fehle, so habe er entschieden seine Schuldigkeit gethan; an die Zügelung der Leidenschaften aber, die schon in dem Kindesgemüthe, bei nicht sorgfältiger Ueberwachung, zur Reife kommen, dachte er nicht im mindesten. Ueber leidenschaftliche Ausbrüche der Kinder freute er sich, äußernd sie haben Temperament und den Eigensinn derselben nannte er Charakter; Jähzorn wurde bei ihm in Muth übersetzt und nasenweise Reden, die Kindern gar unkindlich und übel lassen, beklatschte er als Anlagen zu famosem Witze; eitles Putzen vor dem Spiegel gefiel ihm ebenfalls, indem er sagte: „die Kleinen haben Selbstachtung." Nach all' dem wird der Leser denn wohl einsehen, daß es eben für die Kinder kein Unglück war, daß dieser Vater sich selten im Hause und in ihrer Mitte befand.

Ein Unglück aber war es, weil er bei seinem Gasthausleben für sich sechsmal so viel brauchte als seine Familie und weil, wie der ergiebigste Brunnen ausgeschöpft werden kann, auch die besten Familienverhältnisse herunterkommen müssen, wenn man nichts zu deren Aufrechthaltung, sondern Alles nur zum raschen Ruine beiträgt.

Es war dieser Julius Sternau ein junger Mann von etwa 30 Jahren. In seinem Kopfe war viel Intelligenz und in seinem Herzen manches edle Gefühl vorhanden; er konnte keine Thräne fließen sehen ohne ergriffen zu werden und er würde, wäre es in seiner Macht gelegen, die ganze leidende Menschheit glücklich gemacht haben. Dabei war er aufrichtig, ohne falsch und ein Schwärmer für die ungebundenste Freiheit. Als solcher bekannt, machten sich bald zahlreiche soge-

nannte Genie's, die immer famose Gedanken im Kopfe, beredte Worte auf der Zunge aber kein Geld in den Taschen haben, an ihn, und nährten durch Gesänge und Deklamationen, durch Reden und Gesten seine Einbildungskraft und seine Schwindeleien zu dem Princip des Communismus, das alle Thränen trocknen, alle Seufzer verstummen machen und der leidenden Menschheit die volle Würde geben sollte; für dieses Princip war er mit ganzer Seele eingenommen und immer von edlem Communismus schwärmend, bemerkte er nicht, daß er auf die unedelste, wahrhaft erbärmlichste Weise mißbraucht und von seinen communistischen und politischen Freunden bereits auf jene Art ausgesogen wurde, wie ein Schwamm einen mit Wasser gefüllten Topf allmählig leert. Ganz von der Wirklichkeit abkommend, träumte er von goldenen Zeiten, die sich demnächst entfalten werden, und wenn man von irgend Einem sagen konnte „politische Schwärmereien richteten ihn zu Grunde," so durfte man es von diesem Julius Sternau sagen, der in einem Alter von 30 Jahren seine Handlung verkaufte, und es verzog unthätig von dem Zinsabfalle der Kapitalien zu leben und zu schwärmen.

„Ungebunden will ich sein," das war der Satz, den er stets im Munde führte, und in diesem Sinne handelte er auch und band sich weder an jene Pflicht, die ihn an Frau und Kinder mahnte, noch an jenes Gebot, das den Menschen auffordert, arbeitsam und sparsam zu sein und des lieben Gottes nicht zu vergessen.

Als der Feuerbrand der Revolution nach lange erhaltener Nahrung auch in Deutschland aufschlug, war es vollends um den exaltirten Julius geschehen; er fehlte

bei keiner Berathung, bei keinem Club und zog bei jeder Gelegenheit, wo es galt einen unbemittelten Gesinnungstüchtigen zu unterstützen, den Geldbeutel. Da nun solche Gelegenheiten wahrhaft in's unzählige fallen, so wurde seine Kasse immer mehr erschöpft und endlich — leer. Da nahm er denn wie gewöhnlich Geld auf und noch immer an ein Durchgreifen der Revolution glaubend, trank sich Sternau die Sorgen vom Halse und sagte mit Selbstgefühl, er habe Alles für die Sache der Freiheit geopfert.

Von wahrer Freiheit hatte nun freilich dieser Sternau einen sehr unklaren Begriff, und indem er nach einem Wahnbilde von Freiheit, wie es in seinem Kopfe spuckte, haschte, legte er durch Verschwendungen und durch das unausgesetzte Jagdmachen auf Vergnügungen den Grund zu seiner Knechtung.

Ja geknechtet wurde der schwärmende Verschwender durch eine Last von Schulden, die ihm allgemach über den Kopf wuchsen und ihm jede freie Beweglichkeit raubten. Wirklich frei ist der Mensch allein, der mit Gott eins ist und der sich sein Leben stets so einrichtet, daß er nicht von andern Menschen abhängig ist.

Unter dieser Abhängigkeit verstehe ich jedoch nicht die dienstliche des Beamten, des Offiziers oder eines andern Angestellten, sondern lediglich die, welche der Schuldner seinem Gläubiger einräumt.

Mancher Mensch, der dem Luxus ergeben ist, und deshalb auch Ausgaben macht, die seine Kräfte überschreiten, wird eine Stunde in sein Leben hereindunkeln sehen, welche ihm die ernstesten Vorwürfe macht und in welcher er fühlt, es wäre besser gewesen, wenn er, wie es im Sprichwort heißt, den Mantel nach dem

Winde gehengt hätte; denn es bleibt eine ewige unantastbare Wahrheit, daß der Mensch am glücklichsten und gleichzeitig auch am freiesten ist, der nur wenige Bedürfnisse kennt.

Am glücklichsten, ich wiederhole es, ist gewiß ein solcher Mensch, und ohne Scheu spreche ich im Gegensatze aus, daß gerade die maßenhafte Unzufriedenheit aus dem Grunde entsprang, weil Jeder über seine Verhältniße leben will und bei seinen Ausgaben nicht den Maßstab seiner Einkünfte anlegt; früherer oder späterer Ruin ist die natürliche und nothwendige Folge eines solchen Thuns und dennoch ändern in der Regel solche Leute, welche bereits das Gefühl, sie ruiniren sich, in sich tragen, ihre Lebensweise nicht. Viel könnte manchmal noch gut gemacht werden, wäre der Leichtsinn nicht zu groß, der aber arbeitet in dem Gehirne seines Sklaven fort, und sichert durch fabelhafte Vorspiegelungen seinen Ruin.

So war dieß auch bei Sternau der Fall, der, besaß er auch kein baares Geld mehr, doch noch so viel Eigenthum hatte, um ein Geschäft anfangen und mit seinen Gläubigern fertig werden zu können; er wollte jedoch ungebunden sein und deßhalb band er sich auch von dem Gedanken zu arbeiten gänzlich los; er that dieß lediglich deßhalb, weil ein eingeschränktes, bescheidenes Leben für ihn keinen Reitz hatte und er sich nur im Bewußtsein des Lebens fühlte, wenn er sich vergnügen und wenn er nach Belieben verschwenden konnte.

Auf eine solide Rettung dachte sonach der Bethörte nicht, wohl aber baute er in seinem immer schwärmenden Kopfe eine Menge Luftschlösser; er liebte das Gold, weil es ihm die Möglichkeit gab, so zu leben,

wie er es wünschte und wie er es gewohnt war, und in der Manie sich Gold, um jeden Preis, erwerben zu müssen, machte er eines Abends seiner Gattin die Mittheilung, er habe beschlossen ohne Aufschub eine Wanderung nach dem Goldlande — nach Kalifornien — anzutreten.

Gegenvorstellungen, Thränen und Bitten blieben fruchtlos; seine Idee, Geld zu erlangen, war eine fixe geworden und von seinem Entschluße konnte ihn nichts mehr abbringen.

Mit Trauer und Herzeleid willigte endlich seine Gattin, dazu genöthigt, ein, und am folgenden Tage war in den Blättern zu lesen, der Privatier Julius Sternau verkaufe aus freier Hand sein Haus, seine Gärten und Anderes.

Um Häuser und Grundeigenthum an Mann zu bringen war aber die Zeit, die so viele gährende und unvermittelte Interessen barg, eine höchst ungünstige, und dem zufolge muße auch Alles weit unter dem Preise losgeschlagen werden. Das genirte aber den leichtsinnigen Sternau nicht im Mindesten; er begnügte sich seine Gläubiger befriedigen zu können und ein baares Sümmchen noch für sich zu gewinnen. Die Hälfte dieses Sümmchens gab er seiner Gattin, die andere diente ihm als Reisegeld nach dem überseeischen Goldlande.

„Unsere Trennung" sprach er zu seiner Frau indem er sie zu beruhigen suchte, wird eine nur kurze sein, denn habe ich uns erst drüben in der neuen Welt ein wohnliches Haus eingerichtet, so lasse ich dich und unsere lieben Kinder nachkommen; die ersten Mühseligkeiten aber sollt ihr nicht mit mir theilen; bleibet deßhalb einstweilen in dem von Despoten geknechteten Vaterlande, bis ich

euch in das Land des Glückes und der ungebundensten Freiheit abrufe."

Während der Schwärmer Julius so sprach und seine Frau und seine Kinder der nahen bevorstehenden Trennung Thränen weinten, leuchtete aus seinen Blicken die Ahnung des höchsten Glückes. „Wollte ich ein kleines Geschäft anfangen," sprach er die Hand seiner trauernden Frau ergreifend, „so könnte ich euch, trotz des uns getroffenen Unglückes, — die Folgen seiner Verschwendung nannte der Verblendete Unglück — entschieden vor Mangel bewahren, ich müße aber dann den mir lieb gewordenen Gewohnheiten entsagen und dir am Schluße jeder Woche zurufen: Frau schränke dich ein! einer solchen Tyrannei aber bin ich nicht fähig und —"

„O, ich will mich einschränken" sprach da seine Gattin die Hände faltend, „und Gott täglich danken, wenn ich sehe, Du seiest in die Schranken der Mäßigung zurückgetreten. Ein Bissen Brod, den man verdient, Julius, schmeckt besser als die feinsten Leckerbissen, die denn doch früher oder später das Gefühl erregen, es wäre klüger gewesen, man hätte gespart. Schau, ich fehlte sehr, daß ich mich nie in dein Treiben mischte, und dieses Bewußtsein wird es mir auch leichter machen, schweigend Alles zu ertragen, was über mich ergeht. Ich hätte Dir Vorstellungen machen und Deine Verschwendungen nicht dulden sollen; wahrscheinlich hättest Du auf meine Warnungen geachtet; im andern Falle aber hätte ich doch meine Mitgift unsern Kindern sichern sollen. Es wird Dir diese Sprache auffallen; das Gefühl meines Unglücks aber macht jede weitere Verstellung unmöglich. Statt mit Deiner Familie lebtest Du mit falschen Freun-

den, die Dich aussogen; den Tag machtest Du zur Nacht und die Nacht zum Tage, und unter den politischen und revolutionären Schwindeleien wurdest Du aller Lebenspraxis, aller Solidität und selbst Gott entfremdet; alle diese Deine Verirrungen, die unser Vermögen fraßen, wie die Raupe den Segen, der in der duftenden Blüthe liegt, will ich jedoch vergessen, wenn Du jetzt in Dich gehst und Dich wieder dem Geschäfte widmest. O Julius es kann noch Alles gut werden; bleibe deßhalb hier, entäußere Dich Deiner falschen Bekannten und empfinde die Segnungen eines Mannes, der durch Fleiß und auf solidem Wege sein Brod erwirbt."

„Wäre mein Entschluß, nach Kalifornien zu reisen anderst noch ein schwankender gewesen," entgegnete da Sternau mit finsterer Stirne, „so würde er sich durch diese Deine Erklärung unumstößlich fest begründet haben. Vorwürfe, Frau, kann ich nicht ertragen, wie es mir auch unleidlich wäre stets von Dir angesehen zu werden, daß ich Deine Mitgift verbrauchte. Du würdest mir häufig naße Augen zeigen und ich würde selbst weich werden und weinen müßen; das gäbe denn eine so sentimentale Geschichte, daß sich der Ueberdruß und endlich gar der Eckel einstellte. Nein, Auguste, so soll, so darf es nicht kommen! ich reise und kehre mit Goldbarren wieder!"

Nach diesen Worten umarmte er zärtlich seine Gattin, küßte seine Kinder und schickte sich an die Koffer zu packen.

Zwei Tage darauf wurde der Abschied gefeiert, an welchem einige leichtsinnige Menschen Theil nahmen; Auguste war aber nur selten an der Tafel zu sehen, denn sie achtete ihre Thränen zu sehr, als daß sie dieselben vor

Leuten fließen lassen mochte, die sie aus gutem Grunde verachtete.

„Es lebe Kalifornien! Es lebe das Glück!“ solche Toaste wurden ausgebraucht, und endlich schlug die Stunde, in welcher man sich Lebewohl sagen und auf die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens den Becher zum letzten Mal anstoßen sollte.

Da trat die Gattin, die schon seit ein paar Stunden an der Tafel fehlte, mit ihren Kindern ein; man sah es ihr an, daß sie heftig geweint, denn ihre Augen waren Thränenentzündet, ihr Gesicht war bleich und ihr ganzes Wesen gebeugt. Schüchtern umstanden sie die Kleinen und der Vater und Gatte, der bereits mehr Wein getrunken hatte, als räthlich war um nüchtern zu bleiben, erhob bei dem Anblick der Seinen den gefüllten Römer und trank auf ihr Wohlergehen und auf jenes Glück, das er jenseits des Oceans zu finden hoffte.

Die bleiche Frau that Bescheid und stieß mit zitternder Hand mit dem Gatten an; die Gläser gaben einen schrillenden Ton von sich und der Wein floß auf den Tisch.

Weit entfernt dieß als eine böse Vorbedeutung anzusehen, denn dazu war ja Julius zu aufgeklärt, stieß er unwillig die zerbrochenen Gläser bei Seite, füllte ein paar andere, und ließ sie mit der trauernden Gattin zusammenklingen. Als sie trank, fiel eine Thräne in den Wein und da in diesem Augenblicke die Mahnung an Julius erging, es sei Zeit sich zur Post zu begeben, so konnte sich die arme Frau kaum mehr auf den Knieen halten. Sie wankte und ihr Gatte geleitete sie in das anstoßende Gemach.

Hier verflüchtigte sich die Glut des Weines, die das Blut des Scheidenden bereits erhitzte; sie verflüchtigte sich, indem er auf die trauererfüllten, thränenüberrieselten Gesichter der Seinen blickte. Die tiefste Wehmuth überkam ihn und seine Augen, die wohl oft aus Lust und übermäßigem Lachen, nie aber aus wirklichem Seelenschmerze Thränen vergoßen, weinten jetzt.

„Komm Julius" sprach da die Mutter mit zitternder Stimme, „bete zum Abschiede mit mir und mit Deinen Kindern." So bittend ließ sie sich auf die Kniee nieder, die Kinder folgten ihrem Beispiele, und auch Julius sank, von einem ihm unerklärlichen Gefühle überkommen, hin auf die Kniee. Dasselbe Gefühl hieß ihn die Hände falten und eben dasselbe gebot seinem Munde das „Vater unser" laut den Betenden nachzusprechen.

Nach dem Herrn entrichteter Andacht erhob sich Auguste, führte ihm jedes der Kinder zu, damit es den Scheidekuß des Vaters empfange, und als dieß geschehen, ergriff sie seine Hände und sagte: „Es ist dieß die einzige würdige Scene, mein Julius, bei welcher Du Dich in unserer Mitte betheiligtest; nun geh' da Du es denn so willst, und kehre uns bald enttäuscht zurück."

„Enttäuscht?" fragte da Julius befremdet.

„Ja enttäuscht; es ist dieß das Einzige, um was ich Gott bitte; das Wenige, was Du mir zurückläßt, werde ich zu erhalten und wo möglich zu vermehren suchen, um Dir zu beweisen, daß man auch mit Wenigem, wenn man nur den guten Willen hat und thätig ist, leben kann. Meine einzige Hoffnung, die ich hege, ist, Du werdest drüben in der neuen Welt in die Schule des Lebens gehen, Deinen flatterhaften Sinn sam-

meln, zu G o t t hinwenden und als C h r i s t in die Heimath zurückkehren."

Nun folgte ein wortloser Abschied und alle Empfindungen legten die Gatten in ihre Blicke und in eine lange, innige Umarmung.

G e k ä m p f t w a r d e r K a m p f d e r H e r z e n; d e r m i t d e m S c h i c k s a l b l i e b n o c h ü b r i g!

Von lärmenden Freunden begleitet, stieg Julius die Treppe hinab, und als bald darauf eine Kutsche hinwegrollte, die ihn aufgenommen, sank die Mutter fast öhnmächtig in dem Kreise ihrer Kinder nieder, zog die theuern Pfänder einer unglücklichen Ehe mit Innigkeit an die schmerzerfüllte Brust, und w e i n t e b i t t e r l i c h.

II.

Enttäuschung vom Communismus am Sakramento.

Nach einer langen an Stürmen, Entbehrungen und Unannehmlichkeiten aller Art überreichen, zurückgelegten Reise langte Julius mit einigen seiner leichtsinnigen Freunde, die ihm folgten, und für die er die Ueberfahrt bezahlt hatte, im Hafen von San Francisco an.

Hier beschäftigte man sich blos mit dem Sammeln von Aufschlüßen über das Klima, über die Fruchtbarkeit des Bodens und über Anderes. Von Gold war hier überall die Rede, und allgemein erzählte man sich, es sei erst jüngst wieder eine Menge Goldsand im Sakramento aufgefunden worden. Ohne sich länger in San Francisco aufzuhalten reiste Sternau mit seinen sogenannten Freunden tiefer in das Land hinein und langte endlich in „Neu-Helvetia" an.

Dieses Neu-Helvetia, auch Suttervill e genannt, ist das Fort des Capitains Sutter, welches mit Wällen und Gräben versehen und mit einigen zwanzig Kanonen gespickt ist. Eine Gruppe von zwölf bis fünfzehn Häusern umgibt dieses Fort.

Nach den Ereignißen von 1830 verließ Sutter, nachdem er als Offizier der Schweitzergarde in Paris verwundet wurde, Europa. Nach langen Kreuz- und Querzügen siedelte sich Sutter in Kalifornien an und

da das Land unbebaut war, so erhielt er auch von der amerikanischen Regierung, ohne viele Schwierigkeiten, eine Concession ausgedehnter Ländereien in einer Länge von 20 und einer Breite von 4 Stunden. Der Mittelpunkt dieses Landstriches ist an dem Zusammenfluße des Baches „Amerikas Gabel“ und des Sakramento, wo man das erste Gold entdeckt hatte.

An den Häusern die das Fort Sutterville, in den neuesten Karten unter dem vorgenannten Namen Neu-Helvetia aufgeführt, umgeben, machte sich eine traurige Verödung bemerkbar; über den Hausthüren war mit Kohle geschrieben zu lesen: Nach den Minen verreist.

Da Julius Sternau von einigen bedeutenden Handlungshäusern gute Empfehlungen in seiner Brieftasche bei sich trug, so wurde er sowohl von Sutter, als auch von dessen Frau freundlich bewillkommt und so gut als es die Umstände erlaubten, aufgenommen.

Capitain Sutter war bereits von seiner sämmtlichen Dienerschaft, die aus unterworfenen Indianern bestand, verlassen worden; alle hatte der Golddurst fort nach den Minen getrieben und eine Menge Abentheurer, welche auch des Goldes wegen gekommen, sprachen so im Vorübergehen Sutters bekannte Gastfreundschaft an.

Das Fort war ganz gesperrt und in den Höfen und Gärten bivouakirten fahrende Glücksritter, unter deren Menge fast alle menschlichen Raçen vertreten waren.

Capitain Sutter gab nun unserm Julius Sternau und dessen Begleitern eine Menge gute Räthe, und als sie dieselben so gut als thunlich befolgt, und besonders ihre Waffen in guten Stand gesetzt hatten, reisten sie,

mit Proviant versehen und voll der besten Hoffnungen zu den „Untern Minen" ab.

Dort angelangt stießen sie auf eine Menge Amerikaner, von denen mehrere ihre Familien mit sich genommen hatten; einige sechzig Zelte, unter welchen mancher Schatz verborgen war, erhoben sich hier über der Erde.

Ruhelos arbeitete Alles; es zeigte sich eine Emsigkeit sonder gleichen; Jung und Alt, Frau und Kind war mit Goldwaschen beschäftigt.

Die Einen hatten keine andern Werkzeuge als Siebe, Andere Schüsseln und Geschirre; wieder Andere aber, welche erfindungsreicher oder besser eingerichtet waren, arbeiteten zu vier und zu sechs mit großen und schweren Maschinen von Holz, Schaukeln gleichend.

Einen ungemeinen Eindruck machte dieses Schauspiel auf Julius und auf seine Begleiter; entzückt glaubten sie die fabelhaften Schätze von Tausend und eine Nacht vor sich zu sehen. In dem Vorgefühle hier ihr Glück zu gründen und unermeßliche Reichthümer zu gewinnen, gaben sie sich die Hände und schwuren rastlos und energisch für das gemeinsame Beste zu arbeiten und sich gegenseitig treu zu bleiben. Die letzten Zweifel schwanden, als sie nun die Amerikaner grüßten, von Zelt zu Zelt gingen und die Menge Goldsand sahen, welchen diese Leute in wenigen Wochen aufgehäuft hatten. Unserm Julius schwindelte und im Uebermaße der Gefühle, die ihn durchstürmten, die Hände weit ausbreitend, hätte er Freunde und Fremde, Berg und Thal — die ganze Natur — umarmen mögen.

Aufgeregt durch den Anblick des Goldes dachten Sternau und seine Begleiter nun an das Aufschlagen

ihres Lagers; es juckten ihnen die Finger und sie brannten vor Verlangen nach Gold.

Etwa eine Stunde nach ihrer Ankunft wurde nun zum Auspacken geschritten. Julius überließ dieß gerne den Andern und sprang mit einer Kelle und einem Eimer von Blech in das fast ausgetrocknete Bett des Baches.

Mit welchen Empfindungen stieß er die Kelle in den Sand?

Nachdem Sternau den Eimer halb gefüllt, trug er ihn nach einem benachbarten Wasser, stieß ihn so hinein, daß der Rand einige Linien unter dasselbe zu stehen kam und rührte den Inhalt mit der Hand lebhaft um, wie er es die Andern machen sah. Daß er sich bei dieser Arbeit anfänglich nicht eben geschickt benahm, das läßt sich leicht denken und weil er dieß that, so mußte er natürlich auch einen Theil des kostbaren Metalls wieder verlieren; er bemerkte jedoch bald, daß sich die Erde auflöste und mit dem Wasser fortging, während sich im Grunde des blechernen Gefäßes ein sandiger Niederschlag bildete.

Nach diesem Wahrnehmen leerte Julius sorgfältig seinen Eimer, schüttete den Sand in einen jener undurchdringlichen Körbe, welche von den Indianern mit vielem Geschicke geflochten werden, und da die Sonne nicht mehr zum raschen Trocknen hinreichte, so eilte er, von Ungeduld angetrieben, zu dem Feuer hin, das seine Reisegefährten bereits vor dem aufgeschlagenen, geräumigen Zelte angeschürt hatten.

Einer, der etwas zu kochen verstand, schmorte auf einem eisernen Roste Fleisch, wobei er durch Sternau's Ungeduld, seinen Sand zu trocknen, nicht wenig beirrt wurde.

Endlich war er trocken dieser so viele Hoffnungen in sich bergende Sand und Sternau bemühte sich nun mit geschlossenen Augen den Staub hinwegzublasen, der seinen kleinen Schatz bedeckte, und — welche Freude — schon nach einigen Minuten befand er sich im Besitze von drei Prisen Goldstaub.

Für den Anfang war dieß ermuthigend genug und von den Strapatzen der lange währenden Reise ermüdet, versanken Alle in einen festen tiefen Schlaf.

In seltenem Glanze ging am nächsten Morgen die glühende Sonnenscheibe über dem Lande des Goldes und der Wunder auf, und nachdem die Befreundeten ihr Frühstück eingenommen, berieth man sich über die Arbeit und überhaupt über die Einrichtung derselben. Kurz, und ohne lange Besprechung kam man überein, gemeinschaftlich zu arbeiten und gemeinschaftlich zu theilen.

Dieser Vorschlag ging hauptsächlich von Julius aus, der ja stets den Prinzipien eines sogenannten edlen Communismus huldigte, und es war nun der Augenblick gekommen, wo er aus dem Bereiche der Theorien zur Wirklichkeit übergehen sollte.

Trotz seines Durstes nach Gold fand er heute die Arbeit sehr anstrengend und erschöpfend, denn es ist keine Kleinigkeit immer gebückt die Hände im Wasser zu haben und gleichzeitig dem glühendsten Sonnenbrande ausgesetzt zu sein.

Nach dem Mittagessen ging nur Louis mit ihm zur Arbeit, Franz und Adolph aber blieben auf weichen Decken im Schatten der Zelte; sie erklärten, sie seien zu müde um arbeiten zu können und bliesen gemüthlich und in träger Ruhe den lichtblauen Rauch ihrer Havanna

Cigarren in die sonnige Luft. So thaten auch Manche von den übrigen Zeltbewohnern, bestehend aus Indiern, Wilden, Spaniern, Yankes und Negern.

Als die Sonne mit dem einbrechenden Abend aufhörte mit versengender Glut auf die Erde niederzubrennen, kehrten Louis und Julius zu den Freunden zurück, die der Faulheit gepflegt. Ueber zwölf Prisen Goldstaub war gewonnen und nachdem man denselben noch vollends in Geschirren am Feuer getrocknet und gereinigt hatte, schritt man zur Theilung. Jeder erhielt so viel wie der Andere, während am ersten Tage Julius allein gearbeitet hatte und am zweiten nur er und Louis anhaltend fleißig gewesen waren, denn Franz und Adolph hatten ja, wie bereits erwähnt, nur bis zum Mittage an der Arbeit sich betheiligt.

Da gab es nun natürlich verschiedene Empfindungen, und während sich die Einen über die gleiche Theilung freuten ohne sich sonderlich angestrengt zu haben, ärgerten sich die Andern über die unlogische Theilung, und entspann sich auch nicht geradezu ein Zwist, so begann doch ein Gespräch um den Begriff Mein und Dein, bei welchem der Egoismus den Takt angab.

„Eine gleiche Theilung" sprach Julius, „ist nur dann statthaft, wenn auch gleiche Kräfte zusammen wirken und zwar in vereintem, unablässigem Streben, denn in jedem andern Falle ist der Fleißige ein Thor, wenn er sich versteht mit einem Müßiggänger zu theilen."

Der Leser wird bemerken, daß der Schwärmer Julius schon anfing besonnen zu werden, und um sich nicht zu binden und in gegenseitige Feindschaft zu gerathen,

kam man überein, daß Jeder fürder auf seine Faust arbeiten möge. Zog Einer dann auch zeitweiliges Nichtsthun der Arbeit vor, so hatte er lediglich das mit sich auszumachen und kein Fleißiger wurde durch ihn in Nachtheil und Verdruß gebracht.

Nach kurzer Debate verstand man sich dazu und durch dieses Verständniß wurden die communistischen Prinzipien schon über Bord geworfen, nachdem man erst eine Nacht neben dem Gold bergenden Sande des Sakramento geschlafen hatte.

Es ist eine eigene Sache um's Geld verschleudern, und in der Regel sieht man dieß nur Leute thun, welche von Geburt oder ohne sich eben viel mühen zu müssen in den Besitz desselben gelangen; der Arbeiter aber, der sich im Schweiße seines Angesichtes seinen Lohn verdient und täglich die Ermüdung dieser Arbeit in den Gliedern fühlt, der hält in der Regel sein bischen Geld zusammen; daher kommt es auch, daß arbeitsame Menschen durch Sparsamkeit und fortgesetzten Fleiß es zu etwas bringen, während Reiche durch fortgesetzte Verschwendungen häufig arm werden und dann muthlos zum Selbstmorde greifen oder auf irgend eine andere unrühmliche Weise zu Grunde gehen. Nur der nichtsbesitzende Idealist oder derjenige Arbeiter, der gerne über seine Kräfte hinaus leben möchte, ist dem Communismus hold; der Besitzende aber, wie auch der, der sich etwas zu verdienen getraut und eisernen Fleiß mit solider Sparsamkeit verbindet, wird sich nie unter der Fahne von Schlämmern oder von Tagedieben, die sich auf Rechnung Anderer gütlich thun möchten, schaaren mögen.

So ging dieß nun auch bei Julius und seinen Freunden, die, wie schon erwähnt, an dem Ufer des

Wunder umhüllten Sakramento sich ein Domizil gebildet; Allen war es klar, daß Verstand erst dann in ihre Arbeitsverhältniße kam, als sie den Vorschlag des Sternau annahmen, der Jedem frei stellte, durch Fleiß so viel zu erwerben, als in seinen Kräften und in seinem Wunsche lag.

Man glaubte nun sich vollkommen verständigt zu haben und im Reinen zu sein; dem war aber nicht so, denn der, welcher den Tag über weniger Goldstaub gewann als der Andere, beneidete den, welchem das Glück gelacht, und die durch Leichtsinn Verbrüderten, die vor ihrer transatlandischen Reise oft gar gemüthlich und in bester Harmonie die Becher zusammen leerten, fingen schon in der nächsten Zeitfolge an mißtrauisch vor einander die Schätze zu verbergen und Manches zu verheimlichen.

Dieser Zustand that nun auch wieder nicht gut, und da Jeder, für sich allein arbeitend, eine barbarische Mühe hatte, so that Sternau einen wiederholten Vorschlag, der dahin ging, man möchte sich eine Maschiene anschaffen, wo sie alle vier beschäftigt seien. Es werde dann täglich dreimal mehr gewonnen wie so und eine gleiche Theilung verstehe sich dann von selbst.

Das gab der Gesellschaft wieder Beruhigung, und als in den nächsten Tagen schon Alles in bester Ordnung ging, so schwand der letzte Zweifel aus Sternau's Brust, daß er hier rasch sein Glück gründe.

Die Gewinnste steigerten sich nun stets und nicht selten gewannen die Vier in einem Tage ein Quantum Goldstaub von 1,600 Franks. In ihrem Durste nach Gold gab es für sie keinen Ruhetag und sowohl an S o n n t a g e n wie auch an andern F e s t t a g e n arbei-

teten sie unermüdet fort, während ein Missionär der Staaten Neuenglands in einem gigantischen Zelte vor einer zahlreichen Menge das Wort Gottes verkündete.

Täglich kamen neue Glücksritter an, welche die sonderbarsten und zum Theile auch spaßhaftesten Nachrichten von San Francisco mitbrachten; sie erzählten nicht nur, daß dort die Häuser verödet stehen, was hier bereits erwähnt wurde, sondern daß auch die Mehrzahl der Schiffe ohne Bemannung vor Anker liege. Die Sucht Gold zu gewinnen ging so weit, daß die Zeitungen in Kalifornien zu erscheinen aufhörten, weil sowohl die Redakteure wie auch die in den Druckoffizinen beschäftigten Arbeiter nach jenen Flüßen hineilten, die in ihrem Sande Goldstaub mit fortwälzten.

Eines Tages fand nun Sternau als er während der Ruhestunde in dem Sakramento mehr spielte als arbeitete, ein Stückchen Metall von der Größe einer Haselnuß; er griff in die Tasche, holte den Probierstein hervor und erlangte unter Freude die Gewißheit, er habe ein Goldstückchen gefunden. Dasselbe wog 3³/₄ Unzen. Da sich nun auch die Andern darein theilen wollten, so protestirte Julius dagegen, weil nicht gemeinschaftliche Arbeit zu dem Funde geführt und weil überhaupt nach den Gesetzen, welche in den Minen gang und gebe sind, der Fund eines Einzelnen nicht zur Sozietät gehörte.

Es mußte nun ein neuerliches Uebereinkommen getroffen werden, welches dahin zum Beschluß erhoben wurde, daß Alles, was durch gemeinschaftliche Arbeit errungen werde, auch gemeinschaftlich getheilt werden sollte;

was aber ein Einzelner fand, blieb sein unangefochtenes Eigenthum.

So tauchten denn immer neue Sonderinteressen auf und Jeder gestand sich im Stillen, wenn er es auch nicht geradezu aussprach, daß Communismus nur in der Fabel existire, im praktischen Leben aber unrealisirbar sei.

Der Gold bergende Sakramento brachte sie zu dieser unumstößlichen Ueberzeugung.

III.

Ein bedeutungsvoller Traum.

So gewiß man annehmen konnte, daß nach entschwundener Nacht die Sonne aufgehe und der Morgen anbreche, so sicher konnte man auch rechnen, daß mit jedem Tage neue Goldsucher ankommen.

Unter den zuletzt Eingetroffenen befanden sich viele Kalifornier und spanische Kreolen, welche meistens ihre Frauen in Begleitung indischer Mädchen mitbrachten. Seit nun diese ihre Zelte aufgeschlagen hatten, wurde jeden Abend an den Ufern des Sakramento ein Fandango getanzt.

Es war dieß allen eine recht angenehme Zerstreuung, und sobald die frohen Klänge der Mandolinen, im Takte gehalten durch die klappernden Kastagnetten, ertönten, eilte Jung und Alt nach dem Platze hin, wo getanzt wurde. Jeder rauchte seine Cigarre und klatschte den tanzenden Männern und Frauen Beifall, die auch ihrerseits rauchten. Man bewunderte die graziösen Bewegungen der Tänzerinnen, die in malerischen Gewändern nicht nur mit den Füßen, sondern mit dem Herzen und mit der ganzen Seele tanzten.

Julius und seine Freunde hatten endlich nach langem Suchen einen Indianer gefunden, der sich dazu verstand ihr Diener zu sein. Diesen Menschen bestimmte lediglich der Umstand, daß die Freunde mit einer Ma=

schiene arbeiteten, zu der Annahme des Dienstes; denn erhielt er auch weniger bei der Theilung als die Freunde, so war dieß doch mehr, als er allein gewinnen konnte.

Jeden Abend wurde das aus dem Sakramento erworbene Gold gewogen und vertheilt; Jeder trug seinen Reichthum in einem Gürtel, den er auch während den Stunden des Schlafes nicht von den Hüften schnallte.

Drei bis vier Mal wog der Diener täglich seinen Antheil, indem er jedes Mal dabei alle Heiligen des Kalenders und die alten Geister seines indianischen Heidenthums anrief. Oft sprach er auch von einem Gelübde, das er gethan, welchem zufolge er den vierten Theil seines Schatzes, der „Großen Frau" wie er die heilige Jungfrau nannte, ausgesetzt hatte.

Da, wie schon erwähnt, mit jedem Tage neue Reisende ankamen, so wurden die untern Minen bald so sehr überfüllt, daß Julius und seine Genossen ernstlich daran dachten, diesen Ort zu verlassen und da ihnen fast stündlich etwas abhanden kam, so führten sie diesen Entschluß auch rasch aus. Sie schlugen ihr Zelt ab, bepackten ein paar Maulthiere, die sie durch Kauf erworben, und traten so, wohl gewaffnet, ihre weitere Wanderung an.

Ihr Weg führte sie an jener Mühle vorbei, bei welcher das erste Gold gefunden wurde. Als sie bei diesem interessanten Orte ankamen, der die erste Fahrt Goldsuchender von nah und ferne veranlaßte, wurden sie eines Mannes ansichtig, der eben mit einem erlegten Wilde aus dem Gehölze trat. Dieser Mann, der ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zog, trug ein Wams von Hirschleder; Beinkleider von weißer Leinwand und Mocassins von Damhirschleder; auf dem Kopfe trug

er das große Sombrero der Mexikaner und auf dem Rücken eine stattliche Doppelbüchse; es war dieß Capitain Sutters Associe, Marschall in Person.

Von den Freunden angeredet, erzählte ihnen dieser stattliche, stolz und verwegen aussehende Mann, daß er jagend eine Inspektionstour über die sechzig Indianer mache, welche auf seine Rechnung arbeiten.

Diese sechzig Indianer erhielten von dem Marschall für das Gold, das sie ihm einhändigten, Waaren und Wisky (Branntwein), den diese Unglücklichen in so erschreckender Quantität zu sich nahmen, daß ihre Gesichter bereits durch den Ausdruck thierischen Blödsinnes die verderbliche, entmenschende Wirkung zeigten.

Wenig erquickt durch das Gespräch mit dem Marschall, in welchem sie alsbald einen fühllosen Despoten erkannten, zogen Julius und seine Gefährten weiter und nachdem sie Tages darauf in einer Schlucht einen viel versprechenden Platz ausfindig gemacht hatten, schlugen sie, wie früher am Sakramento, nun auch hier ihr Zelt auf und begannen das Mineral auf die bereits angeführte Weise zu waschen.

Der Erfolg war ein glänzender und es stellte sich heraus, daß der Boden hier mehr mit Gold geschwängert sei.

In den nächsten Tagen schon füllte sich auch diese Gegend mit Goldsuchern an, und während die Einen in dem Bette des Baches arbeiteten, gruben die Andern, welche die Mehrzahl ausmachten, in den Schluchten des Berges. Die Ersten gewannen mehr an Quantität, die Andern erhielten größere und gehaltreichere Stücke.

Aus Gesprächen mit Leuten, die hier genauen Bescheid wußten, erfuhr Sternau, daß, obgleich die Klüfte

des Berges sehr reich seien, der Ertrag aus dem Bache doch gesicherter erscheinen dürfe, indem man in den Bergen wohl zeitweilig Goldgeschiebe von mehreren Unzen antreffe, oft aber wochenlang kein Goldkörnchen finde, während man in dem Bache doch sicher sei täglich wenigstens eine Unze zu gewinnen.

Diese Gründe bewogen den Sternau und seine Begleiter, wie früher, in dem Wasser zu arbeiten. Da erhob sich eines Tages, während der Mittagsruhe ein unerklärlicher Tumult und von nah und ferne eilten sowohl die, welche in dem Bache Gold wuschen, wie jene, welche in den Schluchten gruben, nach einer Stelle hin, wo mehrere Reiter bereits von den Neugierigen umdrängt waren.

Es war dies eine Eskorde, welche unter dem Befehl eines Stabsoffiziers die Minen in Augenschein nahm.

Sternau meinte nun es sei dieß eine günstige Gelegenheit, das bereits gewonnene Gold dem Stabsoffizier einzuhändigen und dasselbe bei einem soliden Kaufmanne in Monterey deponiren zu lassen.

Da die Menge Goldstaub, welche man bereits erworben, jedem anfing Verlegenheiten zu bereiten und eine stete Angst und Beklemmung, man könnte ein Unglück haben, bereits Alle ergriff, so wurde Sternau's Vorschlag einstimmig angenommen.

Nachdem sich der Stabsoffizier in freundlicher Willfährigkeit dazu verstand, so verpackte man in einem Mantelsacke den Preis unsäglicher Bemühungen und legte denselben auf ein Maulthier, welches Louis, mit einer Doppelflinte und Pistolen bewaffnet, führen sollte.

Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, arbeitete man wieder von schwerer Sorge befreit fort, und in der

Sucht immer mehr Gold zu gewinnen und immer reicher zu werden vergaß man auf Sonn- und Feiertage, auf Gebete und — auf Gott selbst.

Da stellten sich denn plötzlich nach einer kühlen Nacht böse Wechselfieber ein und die schlechte Nahrung, das unausgesetzte Arbeiten in dem glühenden Sonnenbrande wie die oft gar feuchte übel riechende Nachtluft fingen nun an durch Erzeugung gefährlicher Krankheiten ihre verderbliche Wirkung auf den menschlichen Organismus zu äußern.

Dieser Umstand wälzte neue Sorgen auf die Gemüther der Abenteurer und da fast mit jeder Stunde neue Erkrankungen und auch bereits rasche Todesfälle vorkamen, so saßen sie eines Abends stumm und in sich gekehrt um das Feuer, das vor ihrem Zelte aufloderte.

Da kehrte plötzlich Louis zurück und erzählte, daß er das Gold gut und sicher untergebracht.

Dadurch wurde nun die trübe Stimmung auf eine Weile wieder verscheucht, wie auch der Umstand einigen Trost bot ein Arzt sei mit Medikamenten angekommen.

Die Zahl der Kranken war so groß, daß dieser Arzt nach allen Orten hingerufen wurde; für jeden Besuch zahlte man ihm gerne eine Unze Goldes. Die kranken Leute hatten jedoch nicht nur gute Räthe, sondern auch Arzneien nöthig und da der Arzt nur einen kleinen Vorrath bei sich führte, so war der Bedarf bald vergriffen. Die Noth steigerte sich nun auf eine grauenvolle Weise und die besonders durch die schlechte Nahrung hervorgerufene Ruhr forderte zahlreiche Opfer. Der Amerikaner, der sich den Schicksalsgefährten als

Diener verdungen hatte, entlief aus Furcht vor den ansteckenden Krankheiten.

Um nicht hier, mitten unter Kranken und Sterbenden, siech oder gar vom Tode hinweggerafft zu werden, flohen auch die Freunde den Ort der Schrecken, entschlossen sich weiter in das Land hineinzuziehen, Jeder fühlte bereits die Fiebersymtome: Rückenweh, Kopfschmerz und Schwindel.

Auf ihrer fernern Wanderung trafen sie einen alten Jäger, Namens Tom White, der, wie er sagte, mit dem Capitain Sutter in das Land eingewandert sei. Er prieß ungemein den vortrefflichen Charakter und den Muth Sutters, der sich noch nie durch ein Ungemach oder durch eine sonst drohende Gefahr habe einschüchtern lassen.

Dieser Jäger kannte das ganze umliegende Land und ließ sich Sternau's fortgesetzten Bitten zufolge bewegen ihm und seinen Gefährten als Führer zu dienen Er verlangte dafür nicht mehr als 100 Dollars, was gewiß an den Quellen des Goldlandes eine äußerst billige Forderung war. Der alte Jäger zeigte jedoch eine wahre Verachtung des Goldes, welches, wie er sich freimüthig äußerte, so viel Unzufriedenheit bei den Armen und so viel Uebermuth und kaltherzigen Egoismus bei den Reichen schaffe. „Pulver und Blei" sagte er „gibt mir meine Nahrung und wäre ich nicht schon hoch betagt, so ließe ich mir wahrhaftig gar keinen Dienst bezahlen, so aber ist mir ein kleines rundes Sümmchen willkommen, welches, wenn ich erkranke, mir die nöthigsten Bedürfnisse sichert; ich ziehe jedoch der mühsamen Arbeit im Wasser einen Gang von einigen Wochen in die Wüste vor."

Bis jetzt reichten die Vorräthe, die Sternau gleich nach der Ueberfahrt angekauft, aus, nun aber war Alles verbraucht, wornach auch Alles wieder erneuert werden mußte. Welch eine hohe Summe war aber dazu nöthig? Alles war entsetzlich theuer und indem die Gesellschaft sich auf die Gewehre verließ, begnügte man sich mit der Anschaffung von Spek, etwas geräuchertem Rindfleisch und Kaffee. Dem Rathe des Jägers zufolge schlug man die Wanderung nach dem Bieberthale ein, wo Wildprät in Hülle und Fülle vorhanden ist.

Nach einem an Mühseligkeiten reichen Marsche langte man dort an, sich überzeugend, daß die Einsamkeit hier eine vollständige sei.

Die ersten Nachforschungen waren hier abermals natürlich auf's Gold gerichtet; wohl war die Jagd nicht aber das Auffinden von Gold ergiebig, und dennoch war die Gegend eine so geeignete, daß, nach dem Ausspruche des Jägers, hier Gold in Ueberfluß sowohl im Sande als auch in den Spalten der Felsen vorhanden sein müsse.

Sternau fühlte sich seit einigen Tagen moralisch höchst niedergeschlagen, und ungeachtet seines Widerstrebens wandten sich seine Gedanken unabbringbar der Heimath zu, wobei ihn eine unbeschreibliche Wehmuth überkam.

Dieser Zustand Sternau's fing endlich an auch seinen Begleitern aufzufallen und als sich während einer Nacht Alle zur Ruhe begaben und nur Sternau am Feuer sitzen blieb, die Ellbogen auf die Kniee und das sorgenschwere Haupt in beide Hände gestützt, so fragte ihn Adolph: „Können Sie denn nicht schlafen Sternau?"

„Nein" entgegnete der Gefragte.

„Was fehlt Ihnen?"

„So etwas wie Heimweh; ich denke an unser schönes Deutschland, an mein Weib und an meine beiden Kinder."

„Und das macht Sie traurig" lachte Adolph.

„Ja, sehr traurig!"

„Ei, was sind Sie für ein sonderbarer Mensch, Sternau? um Gold zu gewinnen kamen Sie hieher, nun finden wir täglich mehr als wir uns träumen lassen durften, die sichere Gewißheit erlangend, bald reich heimzukehren; auch von all' den Gefahren, die man sich in der Heimath von dem Goldlande erzählte, blieben wir behütet und Sie werden plötzlich, indem das Glück heiter und ungetrübt lächelt, traurig; das begreife ich nicht."

„Ich auch nicht" entgegnete Sternau gedankenvoll, „und dennoch trage ich seit ein paar Tagen das Gefühl eines über uns schwebenden Unglückes in mir herum."

„Ei schweigen Sie mit Ihren Träumereien" entgegnete da Adolph. „Sind wir nicht hier am Bieberbache völlig eingerichtet? sind unsere Pallisaden, die unser Zelt wenn auch regellos und unförmlich umgeben, nicht hinlänglich stark, um eine indianische Räuberrotte, in Verbindung mit unsern Feuergewehren, abzuhalten? Ueberdieß entdeckten wir ja bis auf heute noch keine Spur von Ansiedlern oder Menschen um uns her."

„Es läßt sich gegen all' das," sprach da Sternau, was Sie vorbringen, nichts einwenden, so wenig aber können die Unglück weissagenden Gefühle in meiner Brust bestritten werden; sie sind einmal vorhanden und sind sie auch nicht im Stande mich zu entmuthigen, so verstimmen sie mich doch so sehr, daß ich Alles durch die gefärbten Gläser des Unmuthes und der Trauer in einem hoffnungslosen Grau erblicke."

„Gute Nacht, träumen Sie meinetwegen von Unglück, ich will schlafen und von Glück zu träumen versuchen.“ In sorglosem Leichtsinne sprach Adolph diese Worte, und eine Minute später verkündeten seine tiefen Athemzüge, daß er fest schlafe.

Sternau saß unbeweglich wie ein Steinbild am Feuer und schaute in den emporqualmenden Rauch, der sich in bald dunkeln bald luftigen Gebilden in die Höhe hob.

Ein tiefes, tonloses Schweigen lag über der ganzen Gegend, und in lichtem Gürtel zog sich die Milchstraße hoch oben am Firmamente über die Klüfte und Urwälder des Goldlandes hin.

Da kam es dem wach träumenden Sternau plötzlich vor, als höre er den Aufschrei einer menschlichen Stimme. Er zuckte zusammen, griff nach der Büchse und erhob sich. Ringsum blieb es still und nur das Krächzen eines Raben ließ sich vom Walde her vernehmen. Auch dieses Krächzen klang eigenthümlich — unheimlich.

Sternau befand sich in einer ihm selbst unerklärlichen Aufregung und das Gefühl einer immer näher rückenden Gefahr steigerte sich in seinem Zustande in so hohem Grade, daß er an das wirkliche Vorhandensein einer Gefahr zu glauben anfing. Da versuchte er denn durch Vernunftgründe diesen unheimlichen Zustand so viel wie möglich beizulegen. Er fing an den Gewinn des bereits erworbenen Goldes zu überzählen! und in seinem Rechnungsexempel fortfahrend, summirte er auch das noch dazu, was, bei fortgesetzter Arbeit, von jetzt an in einem Jahre noch gewonnen werde. Da stellte sich denn eine Ziffer heraus, vor welcher er freudig erschrack, und das Gefühl als Millionär heimzukehren

trieb ihm das Blut zu Kopfe und die beängstigenden Gefühle aus der Brust. „Wie werden die Leute sich vor mir bücken oder kriechen“ sprach Sternau lächelnd vor sich hin, „wenn ich meine Koffer öffne und ihnen die Goldbarren zeige; welche Freude wird sich meines Weibes und meiner Kinder bemächtigen. Das Leben ist wahrhaftig nichts, wenn man es nicht auf den flimmernden Wogen des Reichthums schaukeln kann.

Nach diesen stolzen Worten, die von wenig christlichem Sinne zeugten, streckte sich auch Sternau auf dem Boden an dem Feuer aus und schlief gleich den Uebrigen bald tief und fest. Seine durchstürmte Seele kam aber auch unter dem hermetischen Siegel des Schlafes nicht zur Ruhe. Die phantastischen Gebilde eines äußerst lebhaften Traumes bewegten sich alsbald um ihn her; in dieses Traumleben lächelte bald das Glück herein, bald zeigte auch das Mißgeschick sein tückisches von Schadenfreude und Hohn verzerrtes Antlitz. Je nach den Gebilden, die er schaute, und je nach den Einwirkungen derselben auf sein Gemüth zeigte sein Antlitz bald den Abglanz des höchsten Glückes, bald die finstern Furchen der Sorge und tiefer Bekümmerniß.

Unserm Sternau träumte nämlich, er finde eines Tages, während er in den Minen grub, G o l d und immer m e h r G o l d. Anfangs fand er k l e i n e S t ü c k c h e n, dann i m m e r g r ö ß e r e und endlich z e n t n e r s c h w e r e, umfangreiche K l u m p e n; er mühte sich ab, daß ihm der Schweiß von der Stirne so niederrann, als befinde sich in seinem Kopfe ein Quell. Die Sorge wie er diesen Fund hinwegschaffe und in Sicherheit bringe, beschäftigte seinen Kopf auf eine schmerzliche Weise. Da entschloß er sich denn, was er Anfangs nicht gewillt war,

seinen Fund mit den Andern zu theilen, weil hier gemeinschaftliches Handanlegen nöthig war. Er holte die Freunde herbei und freute sich nun wiederholt ob des Erstaunens und der Freude derselben. Man sank sich gegenseitig in die Arme und an dem Herzpochen fühlte Jeder wie glücklich sie Alle seien.

Diese brüderlichen Gefühle währten jedoch nicht lange, und es stellte sich bei Manchem eine so unersättliche Habsucht heraus, die das Leben der mit auf den Fund Anspruch Habenden in Gefahr brachte. Um zu überlegen, was nun zu thun sei, eilte Sternau tief in's Geklüfte hinein und legte neben sich auf den Rasen die Waffen, die er, nach seinem Dafürhalten, nur allzubald gegen die Habsucht seiner Freunde werde anwenden müssen.

„Ei wäre ich doch“ seufzte er da, indem er während seines Traumlebens die glühende Stirne an kaltes Felsgestein drückte, „mit den aufgefundenen Schätzen in der Heimath! o daß mir ein mächtiger Geist behilflich wäre, ich verspräche ihm die Thränen von Tausenden zu trocknen.“

Da dröhnte ein Donner durch das Geklüfte, als ob sich der Himmel auf die Erde herabstürze; die Gebirgsriesen erzitterten in ihren Grundfesten und aus der Spalte eines geborstenen Felsens hüpfte ein wunderholder Seraph heraus. Sein Gewand von Goldfaden gewoben und mit Perlen und edlen Steinen besetzt, schimmerte wie eine strahlende Sonne und sein Auge wie seine ganze Miene lächelte so ungetrübt und glücklich wie der erstaunte Sternau es nie zuvor gesehen.

Ermuthigt durch die Zutrauen einflößende wunder-

holde Gestalt sprach Sternau: „Wer bist du engelgleicher Knabe?"

„Ich bin ein Diener der Glücksgöttin; meine Meisterin hörte dein Flehen und schickte mich in's Erdenthal herab, damit ich Dir helfe. Sprich nun alle Deine Wünsche aus, wenn Du nämlich noch andere hast außer denen, die das aufgefundene Gold in der Heimath wissen möchten."

Schüchtern stand Sternau Fortunas schalkhaftem Boten gegenüber und nach kurzem Besinnen sagte er endlich: „Ich möchte die ganze leidende Menschheit glücklich machen."

„Wodurch glaubst Du das zu erreichen?"

„Durch Gold, das ich verschwenderisch austheilen würde, damit die Menschen dem Gefühle der Armuth entrückt in ungebundener Freiheit sich glücklich fühlten."

„Wohlan denn, ich will auf Deine Launen eingehen." Bei diesen Worten streckte der Genius seine Hand gegen die Gebirge aus rufend: „Erde gib Deine Schätze!"

In ruckweisen Stößen erbebten da Gebirg und Klüfte; vulkanische Dämpfe stiegen auf und in dem Eingeweide der Erde regte es sich so geschäftig laut und klangvoll, wie in einem riesigen Bergwerk. Die Oberfläche des Bodens schwankte dann plötzlich in wellenförgen Bewegungen, und anmuthig, wie aus den Wogen eines leicht bewegten See's, tauchten Genien im Bergmannsgewande auf, Gold und unermeßliche Schätze, theils geprägt, theils in Barren zu den Füßen Sternau's niederlegend. Alles schafften sie in eine umfangreiche von Greifen getragene Gondel, die gleich ihnen aus der Erde

auftauchte; als dieß geschehen war, stieg Sternau von dem kleinen Seraph begleitet und die Brust von dem höchsten Entzücken geschwellt, hinein zu den Reichthümern. Die Greife, diese fabelhaften Thiere des Alterthumes, rißen vor Ungeduld die Erde mit den löwenartigen Krallen auf, schüttelten die Kämme von Fischflossen, und die Adlerflügel weit ausbreitend, hob sich, von ihnen getragen, die Gondel; sie hob sich geräuschlos und leicht zu der golddurchwobenen Glut der Abendsonne und segelte dann durch jene Höhen hin, durch welche bis jetzt vergebens des Menschen Gedanke zu dringen versuchte.

Weit ausgedehnt, wie eine grüne unübersehbare Wiese lag unten in tiefer heiliger Ruhe der Ocean, und wie zuweilen von den Gebirgen ein Höhenrauch, stiegen lichte, silbergraue Dämpfe von der spiegelglatten Oberfläche der See auf.

Die Wunder der Welt lagen über und unter der von den Greifen getragenen Gondel und der Sterne zahllos Heer, funkelte von diesen Höhen besehen, in lichterem, schönerem Glanze. Sternau vergaß darüber ganz die Reichthümer, auf welchen sein Fuß stand, und ein unwiderstehliches Drängen, eine wahre Sehnsucht ergriff ihn immer höher zu steigen um wo möglich in die Mysterien einer überirdischen Welt einzudringen.

Diese erhebenden und edlen Gefühle legten sich jedoch in dem Grade, in dem jetzt die Gondel zu sinken begann und kaum berührte der Boden derselbendie Erde, so waren auch schon alle überirdischen Gedanken durch die stolzen Gefühle des Besitzes unermeßlicher Reichthümer aus Sternau's Brust entschwunden. Er langte eben auf dem heimathlichen, europäischen Boden

an, als der Ruf immer lauter wurde, die Noth werde nun Krieg führen.

Dieser Ruf, der zu Sternau's Gehör drang, stellte in ihm die Ueberzeugung fest, daß er wirklich das wahre Bedürfniß — Gold — herausgefunden, was dem Menschengeschlechte noth thue um es frei und glücklich zu machen. Da er dem Drange, ein gleiches Glück Allen zu bereiten; nicht länger widerstehen mochte, so bat er den ihn begleitenden Genius ein Zeichen zur Theilung zu geben; der nickte schelmisch mit dem Locken umflossenen Köpfchen, ergriff ein goldenes Hüfthorn, brachte es an die Lippen und ein seltsamer weit in die Welt hineintönender Ruf versammelte bald eine Anzahl von Leuten um die Gondel, in welcher Sternau von der eben aufgehenden Sonne beschienen, wie ein überirdisches mächtiges Wesen saß.

Die Theilung begann und der Schimmer des Glückes verbreitete sich alsbald über manches bleiche und abgehärmte Gesicht.

Sternau gab mit vollen Händen; da mahnte ihn der Seraph, die Menge zu überblicken und spärlicher die Schätze zu vertheilen, wie auch sich selbst einen Theil zu sichern. Sternau that dieß und die Gaben wurden immer spärlicher, die Menge aber, die haben wollte, dehnte sich immer unabsehbarer aus und drängte immer ungestümer und lärmender heran. Bald war nichts mehr übrig als der Theil, den er sich gesichert; befriedigt war aber kaum der tausendste Theil von denen, die nach Schätzen begehrten.

Da stieg das Geheul und jenes verworrene häßliche Geschrei, das gewöhnlich eine losbrechende Emeute bezeichnet, aus den Massen auf; verwildert aussehende

Menschen stürzten in die Gondel und in einem Nu war auch das weg, was Sternau für sich zu behalten gedachte. Von Zorn erfüllt, starrte er hinaus in die lärmenden Menschenwellen, die nun anfingen sich zu schieben und zu drängen, sich mit kanibalischer Wuth anzufallen und zu tödten; Jene, die bei der Theilung leer ausgegangen waren, fielen die Beschenkten an und entrissen ihnen die Habe, wurden aber, kaum im Besitze derselben, wieder von Andern angefallen und beraubt.

Statt des Glückes hatte Sternau unermeßliches Unglück und schwer in das Gewicht fallende Blutschuld über die Massen gebracht, und der Ruf: „Wodurch sind denn die Menschen glücklich zu machen!" drängte sich in schaudernder Wehmuth aus seiner Brust herauf.

Da senkten sich, einem verhüllenden Vorhange gleich, dichte Wolkenmassen über den sich auf Leben und Tod bekriegenden Menschenknäul nieder; ein leiser aber ernster Choralgesang wehte aus den Wolkengebilden heraus, in welchen jetzt in lichtem Glanze die Symbole des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung sichtbar wurden.

„Das ist die Antwort Bethörter auf Deine Frage," — entgegnete da der Seraph sich gegen die Glorie verbeugend, und erklärend sprach er: „Da die Menschen in größter Mehrzahl den Glauben an Gott verloren haben, so ging auch für sie die edle Liebe und alles überirdische Hoffen verloren; sie kleben am Staube und werden auch so lange elend in demselben herumkriechen, bis sich ihr stolzer, gottesläugnerischer Sinn wieder zum Urquell alles Lichtes — zu Gott — hinwendet, wo, durch demüthigen Sinn, dann wieder Nächstenliebe die Welt vor Gräueln behüten und

edle Hoffnung auf ein besseres Jenseits den Armen seine Mühseligkeiten vergessen und im Glauben glücklich machen wird."

Sternau fühlte das Blut in seinen Adern kalt werden und die Bläße der Scham ob seinen eiteln Bemühungen durch Goldgewinn zu dauerndem Glücke zu gelangen, goß sich über seinem krampfhaft zuckenden Antlitze aus.

Der Seraph und all' die Bilder, die sein Wink hervorgerufen, lösten sich nun auf in Dunst und Nebel und in wilder, ungeordneter Hast drängte sich der Traum. Sonnenglut und Stürme, Wassernoth und andere Schrecken umgaben den Träumer; gleich spuckhaften Kobolden schoben sich hier und dort kriegerisch bemalte Indianergesichter heraus und endlich löste sich der Rest des Traumes in Zank und Streit auf, in welchen Julius mit seinen Begleitern gerathen war.

Der Gedanke sich getäuscht zu sehen in all' dem, was er anstrebte und sicher hoffte, verwundete Sternau's Herz so sehr, als habe ein Geier mit scharfen Klauen in sein Inneres gegriffen; er stieß einen gepreßten Schrei aus, erwachte — und schaute in die lächelnden Gesichter seiner Freunde, die bereits munter waren und jene Worte belauscht hatten, die er während des gehabten Traumes sprach.

IV.

Der Kampf mit den Indianern.

Da der alte Jäger dem Sternau und seinen Gefährten gar wesentliche Dienste leistete, so suchte man den wackern Mann für längere Dauer zu gewinnen und versicherte sich seiner auch wirklich um den niedrigen Preis von fünfzehn Dollars wochentlich, nebst Kost und einer Ration Branntwein für den Tag.

Tom White jagte für die Golddürstigen, ohne daß es ihn im mindesten gelüstete einen Antheil an dem Ertrage ihrer Arbeit zu haben. Seine Verachtung, welche er bei jeder Gelegenheit gegen das Gold kund gab, war eine aufrichtige, denn sonst hätte er wohl einen höheren Lohn gefordert, welchen man ihm auch willig gewährt haben würde.

Ein Mann, der wie Tom White sein ganzes Leben in der Einöde der Wälder und Steppen zubrachte, der keine anderen Bedürfniße kennt, als diejenigen, welche er mit Hilfe seiner Kugelbüchse zu befriedigen vermag, kann recht wohl ohne Affektation mit stolzer Verachtung auf die Quelle alles Bösen blicken. Hungert er, so verschafft ihm eine Kugel, einem Elenthier, einem Auerochsen oder Hirsche nachgeschickt, Nahrung für mehrere Wochen; dürstet er, so lenkt er seine Schritte nach einem jener klaren Bergströme hin, deren Wasser so kalt wie Gletschereis und so rein und klar wie Krystall ist. Der

Pelz des Bären, die Haut des Büffels, das Fell des Damhirsches kleidet ihn und schützt ihn zugleich gegen die nächtliche Kälte; Biber- und Otterfelle verschaffen ihm gegen Eintausch Pulver, Munition und Anderes.

Zu was bedarf nun ein solcher Jäger des Goldes? warum sollte er so ungeheuern Werth auf dieses gelbe Metall legen?

Tom White legte aber nicht nur aus dem Grunde, weil ihn sein Gewehr vor Mangel schützte, keinen Werth auf das Gold, sondern lediglich, weil er ein Christ war und häufig in seinem viel bewegten Leben Gelegenheit hatte zu erfahren, daß das Gold häufig ein Grab für die Tugend werde. Kopfschüttelnd schaute der alte Tom daher oft auf die in den Flüßen und in den Gebirgen nach Gold Suchenden und konnte dabei nicht begreifen, wie es Menschen geben könne, die so sehr an dem irdischen Flitter hängen, sich gerade so geberdend, als ob dieß Leben ewig währen sollte, während sie doch täglich Gelegenhet hatten, Menschen von pestartigen Krankheiten dem Tode in die Arme sinken zu sehen.

Ein paar Tage nach dem gehabten Traume erzählte Sternau diesem Tom White, den er gar sehr achtete, das, was sein geistiges Auge während des Schlafes geschaut; den Freunden verschwieg er es, denn er kannte ja ihre Leichtfertigkeit und ihren Unglauben; den alten Tom aber sah er oft beim Aufgang der Sonne oder beim Niedergange derselben auf den Knieen liegen und, die Hände gefalttet und, das Auge zu dem Himmel erhoben, inbrünstig beten.

Es ist sonderbar, daß Leute, welche selbst wenig Religion an den Tag legen und selten oder gar nie hin auf die Kniee sinken und beten, das gerne von Andern

sehen und gerade das an Jenen achten, was sie selbst zu thun unterlassen. Es ist dieß ein entschiedenes Zeugniß, daß solche Leute erkennen, der Tugendhafte und Religiöse habe einen Werth; unbegreiflich aber ist es, daß, trotz dieses Erkennens, sie mit der sogenannten galanten Welt den Religiösen verspotten um nicht selbst von windigen Hohlköpfen und von philosophischen Nichtsglaubern bespöttelt zu werden. Welche Verkehrtheit, welch ein Frevel an der Erkenntniß des Guten und Bösen, welche die Vorsehung in jedes Menschen Brust legte!

Tom hörte mit Aufmerksamkeit Sternau's Erzählung und meinte, es liege in diesem Traume eine gar erhebende zugleich aber eine ernste, erschütternde Lehre; weiter sprach er sich über die Sache nicht aus, denn Sternau, obgleich im Innern tief erschüttert, meinte, Träume seien Schäume und rühren in der Regel von einem schlechten Magen her, den man sich hier im Goldlande wohl holen könne.

Die nun folgenden Tage waren überreich an Begebenheiten und unter Anderm fanden die Freunde in dem Steingerölle einer entfernten Schlucht ein Goldgeschiebe, das an Inhalt alle Uebrigen weit überstieg.

Dadurch ermuntert, wurde die Schlucht mit Beiziehung des alten Tom, der sich seines Goldhaßes wegen ungerne dazu verstand, auf's genaueste untersucht und die freudig Ueberraschten erkannten bald, daß sich hier das Gold in weit größerer Quantität als in der Gegend befand, wo sie ihren Wohnsitz aufgeschlagen; überdieß konnte es auch hier mit weit größerer Leichtigkeit gesammelt werden. Das peinliche Geschäft des Goldwaschens wurde nämlich unnöthig, weil das Metall dem hier Suchenden, wenn er es einmal gefunden, in eigentlichen Klumpen entgegentritt. Unbequem war allein der Um-

stand, weil man täglich mit allen Instrumenten sich dahin begeben mußte; der Weg betrug eine halbe Meile, und würde dort ein labender Quell vorhanden gewesen sein, so hätte man freilich das Zelt abgebrochen, hier aufgeschlagen und mit zweckdienlichen Pallisaden umgeben; so aber blieb man im Bereiche der sprudelnden Quelle und ließ jedes Mal Einen Wache haltend und wohl bewaffnet in dem Zelte zurück, während sich die Andern zur Arbeit nach dem Goldgeschiebe begaben.

Sternau zeigte selten mehr eine heitere Miene und das Gefühl, es werde demnächst unvorhergesehen ein Unglück hereinbrechen, gewann bei ihm stets mehr an Kraft. Die Andern hänselten ihn, da sie ihm die Sache nicht auszureden vermochten; er aber blieb schweigsam und Alles, was er zeitweilig dem Spotte gegenüber entgegnete, war, es solle ihn freuen, wenn seine Ahnungen sich nicht bewahrheiten.

Da arbeitete Sternau denn auch eines Tages mit Adolph und Louis im Geklüfte, während Franz im Lager Wache hielt und Tom White, wie gewöhnlich, jagend durch die Wälder hinstreifte. Unferne krächzte ein Rabe; dieses Krächzen aber fiel Allen auf, denn es schien von einer menschlichen Stimme nachgeahmt; man lauschte, stellte einige Zeit die Arbeit ein und wurde um so mehr besorgt, als man hier auf keines Menschen Hilfe, bei einem etwaigen Ueberfalle von Indianern, hoffen konnte. Sternau betheuerte, dieses Krächzen habe eben so gelautet, wie er es in der Nacht vor seinem Traume vernommen. Damals schon sei es ihm aufgefallen und zwar um so mehr, weil er einige Augenblicke zuvor den Aufschrei einer menschlichen Stimme zu vernehmen glaubte.

Man bestieg sonach einen Höhepunkt und lugte nach

allen Seiten aus; als sich aber den ganzen Gesichtskreis entlang nicht das Mindeste bemerkbar machte und außer den Stimmen verschiedener Waldvögel nichts zum Gehöre drang, so glaubte man sich getäuscht zu haben, gab sich zufrieden und arbeitete wieder unermüdet fort.

Da kam es Sternau, der sich zu Oberst in der Schlucht befand, plötzlich so vor, als rausche es in den Büschen auf eigenthümliche Weise. Unverwandt blickte er nach der Stelle hin, und sah plötzlich, nachdem wieder völlige Ruhe eingetreten, einen Busch erzittern, und ehe er rufen und seine Freunde darauf aufmerksam machen konnte, schob sich aus Blatt und Anstrich der phantastisch bemalte Kopf eines Indianers heraus. In demselben Augenblicke sprang der Indianer, da er sich entdeckt sah, hervor und schoß mit Gedankenschnelle einen Pfeil auf ihn ab, der ihm eine leichte Fleischwunde auf der Brust schlug.

Als der Indianer sah, daß sein Pfeil kein Todesbote gewesen, stieß er ein fürchterliches Geschrei aus, das dem Heulen eines hungerigen Wolfes glich, zog einen zweiten Pfeil aus seinem Köcher und sprang auf Sternau zu. Sternau's Flinte lehnte in einiger Entfernung an einem Felsstücke, und da der Indianer bereits zu nahe herangekommen war, so konnte dem von ihm Bedrohten das Geschoß nichts nützen, denn er hatte nur mehr so viel Zeit, seine Grabschaufel zu erheben und damit einen Streich gegen den scheuslich aussehenden Kannibalen zu führen. Behende wie ein Panther sprang aber dieser, dem Schlage ausweichend, zur Seite und unterrannte Sternau in dem Momente, als er einen zweiten Streich nach ihm führen wollte. In dem Ringkampfe, der sich nun entspann, würde Sternau sicher den Tod gefunden

haben, denn wenn auch muskelstark, so war seine Kraft doch der des Sohnes der Urwälder weit untergeordnet. Die nackten, sehnigen Arme umschlangen den Leib Sternau's und drückten ihn so fest, daß ihm der Athem in der gepreßten Brust erstarb. Schon empfahl er halb betäubt und ohnmächtig seine Seele Gott, als plötzlich der Indianer von ihm abließ und davonrannte; er war aber kaum zwanzig Schritte weit gekommen, so knallte eine Büchse und er stürzte zusammen sich im Todeskampfe ausstreckend und verscheidend.

„Das war Hilfe in der Noth, nicht wahr!" rief da Tom White, der, eben aus dem Waldsaume tretend, die Gefahr erkannte, in welcher Sternau schwebte, ohne daß Adolph und Louis, die tiefer unten nach Gold suchten, eine Ahnung von dem hatten, was ihrem Schicksalsgefährten bevorstehe; der Schuß aber machte sie aufmerksam und mit der gespannten Flinte in der Hand eilten sie nun hastig herauf.

Was Sternau allein retten konnte, war jedoch schon geschehen und der Wilde, noch vor einigen Minuten mit einem gewaltigen Leben und mit einer furchtbaren phisischen Kraft begabt, lag jetzt stumm und regungslos auf dem von dem glühenden Sonnenbrande vergilbten, spärlichen Moose.

„Träume, Herr Sternau, sind denn doch nicht immer Schäume" lächelte jetzt der alte Jäger, indem er kaltblütig, als sei nichts vorgefallen, den losgeschossenen Lauf wieder lud; nachdem er ein paar Mal den Ladstock auf der gepflasterten und vorsichtig hinuntergeschobenen Kugel springen ließ, sprach er zu denen, die ihn umstanden und mit Dankesbezeugungen überschütteten: „Macht nicht so viel Worte und seid schweigsam und gefaßt;

denn der dort Liegende — er deutete auf den erschossenen Indianer — zeigt mir an, daß noch mehrere solche Bursche in der Nähe sind; wahrscheinlich knacken und rauschen bald die Büsche; still — horcht!"

„Es heult ein Wolf" meinte Adolph.

„So heult der Wolf nicht" entgegnete Tom und da es ihm däuchte er höre in der Ferne etwas, so legte er sich auf den Boden nieder und drückte das Ohr lauschend auf die Erde. Nach einer Weile erhob er sich wieder und sagte zu Sternau gewendet: „Sie träumten außer Anderm von einer drohenden Gefahr, die über uns schwebe; dieser Theil des Traumes bewahrheitet sich nun. Nicht langsam schleicht das Verhängniß; es jagt mit dem Winde um die Wette. Hört!"

Deutlich vernahm man nun einen lärmenden Galopp, und kaum hatte man dem Anrathen des Jägers zufolge sich eine Stellung gesucht, wo man im Rücken gedeckt und auf zwei Seiten von Buschwerk und Bäumen geschützt war, so jagte ein Indianertrupp aus dem Walde.

Es war ein Augenblick furchtbarer Aufregung und, den Jäger ausgenommen, zitterte Jeder an allen Gliedern; es geschah dieß nicht allein aus Furcht vor einem wahrscheinlichen Tode, sondern es war die Einwirkung einer Gefahr, die so ungeahnet und so überraschend schnell heranstürzte.

Mit furchtbarer Gewalt hämmerten die Herzen; da zerriß ein Schauer erregendes Geheul die Luft und etwa vierzig Indianer sprangen wohlbewährt von den Rossen, die sie einigen Andern zum Halten übergaben.

„Kaltblütigkeit und Muth können uns allein retten"

sprach da Tom und ermahnte, es möge kein Schuß zur Unzeit verschwendet werden.

Bei dem Anblick der stattlichen Indianer stählten sich Sternau's Nerven wie durch einen plötzlichen elektrischen Schlag und als nun ein Hagel von Pfeilen daherfuhr, so war er der Erste, der die Büchse an die Wange legte, einen der vordersten Feinde auf's Korn nahm und ihn durch einen wohlgezielten Schuß niederwarf. Augenblicklich lud Sternau wieder; bevor er aber eine Kapsel aufsteckte, krachten auf das Commando des Jägers die Gewehre und Mancher der Indianer, der noch eben stolz die Keile oder den Wurfspieß schwang, lag jetzt am Boden und krümmte sich im Schmerz der erhaltenen Wunde.

Die Stellung der von den Indianern bedrohten weißen Männer befand sich hinter einer Reihe von Weiden, welche vor ihnen gleichsam einen Vorhang bildeten, und sie nicht allein gegen die Pfeile der Indianer sicher stellten, sondern auch die wilden Söhne des Waldes im Ungewissen über ihre Anzahl ließen.

„Ladet schnell!" rief der Jäger, „die Bursche schicken sich zu einem Sturmlaufe an." Tom hatte kaum ausgesprochen, so wiederholte sich das vorige wilde Geschrei und mit hochgeschwungenen Waffen stürzte die Schaar heran.

„Laßt sie so nahe als möglich kommen" kommandirte Tom. Dieser Aufforderung bedurfte es jedoch nicht, denn ehe man mit dem Laden fertig war, waren die Indianer kaum mehr zehn Schritte von den Weiden entfernt, hinter welchen die Schützen kauerten.

„Feuer!" kommandirte Tom jetzt, die Gewehre knallten und jeder Schuß warf einen Mann nieder.

Die Indianer stutzten und Tom, ihr Betretensein bereits bemerkend, schoß den zweiten Lauf seiner Büchse ab; seinem Beispiele folgten die Andern und heulend und von Entsetzen erfaßt, flohen die Indianer Tode und Verwundete hinter sich zurücklassend.

„Für dieß Mal sind wir gerettet" sprach da Tom aus Vorsicht seine Büchse wieder ladend; so wie er, thaten auch die Andern und das ehevor auf sie einwirkende Grauen hatte sich in die Freude des Siegers verwandelt.

Tom, der dieß bemerkte, ließ sich auf ein Kniee nieder, zog den Hut mit breiter Krempe vom silberweißen Scheitel und sagte: „Danken wir Gott, denn, wie ich denke, haben wir alle Grund dazu." Inbrünstig betete er und die Andern thaten wenigstens äußerlich so, was sie im Innern fühlten, wußte ein Höherer allein. Daß die Andacht nicht bei Jedem eine wirkliche war, gab sich in dem Umstande zu erkennen, weil Louis plötzlich die Büchse erhob und auf einen greisen Mann anlegte, der sich unbewaffnet näherte und einen verwundeten Jüngling, wahrscheinlich seinen Sohn, aus dem Bereiche der Leichen hinwegtrug und auf sein Pferd lud; die Andern schauten ihm zu; Tom aber nahm ihm mit einem raschen Griffe die Flinte von der Wange, mit schlecht verhaltenem Grolle sagend: „Schämen Sie sich, wer wird einen wehrlosen Greis tödten."

„Wie ich denke, würde dieser Greis, hätte sein Stamm uns überwunden, an keinem von uns Barmherzigkeit geübt haben," meinte Louis.

„Ist nicht mit Bestimmtheit anzunehmen" entgegnete Tom, „und wenn auch," sprach er tadelnd, „so ist der Alte ein Wilder, wir aber sind Christen, und unser christlicher Lehrer gebietet uns barmherzig zu sein."

Louis entgegnete nichts; Sternau aber, der, obwohl er längst von dem rechten Wege abgekommen war, noch immer manches edle Gefühl in der Brust trug, gab dem alten Jäger recht, und fand es erbärmlich, einen greisen Vater, den die Liebe zu dem verwundeten Sohne rücksichtslos in das Bereich der feindlichen Kugeln treibt, zu verwunden oder gar zu tödten.

Ob dieser Aeußerung wäre bald ein gefährlicher Streit zwischen Louis und Sternau entbrannt, würde sich der alte Tom nicht in's Mittel gelegt und die Heftigkeit der aufbrausenden Gemüther beschwichtigt haben.

In einigen Minuten war nun das ganze Terrain leer; die Verwundeten nahmen die Indianer mit, die Todten aber blieben neben einigen Bogen, Köchern, Federbüschen und Tomahawks als Zeichen des stattgehabten blutigen Kampfes auf dem von Roßeshufen zerstampften Boden zurück.

Als die Gemüther sich nun beruhigt hatten und klares Denken und Besinnen Jedem zurückkehrte, ängstigte sie neuerdings der Gedanke, ihr Lager möchte überfallen, ihre Schätze geraubt und der dort Wache haltende Franz von einer Indianerbande getödtet sein.

Mit sorgender Seele lenkten sie die Schritte heimwärts, fanden aber — o welche Freude! — dort, wo sie Zerstörung und Tod anzutreffen glaubten, Leben und eine ungestörte Ordnung.

Die Gefühle allgemeiner Rettung hießen die Schicksalsgefährten einander in die Arme sinken, und es war dieß der letzte erhebende Moment, bevor die Zwietracht unversöhnlich hereinbrach.

V.

Der Todesbote.

Zur Gewißheit war nun erhellt, daß man sich in keiner öden und menschenleeren Gegend, sondern an einem Orte befand, wo Indianerbanden beutelüstern umherzogen, nach dem Blute der Weißen begehrend. Daß man von denselben nicht nur keine Gnade, sondern den Martertod und das Skalpiren zu erwarten habe, konnte nach dem vorausgegangenen Kampfe nicht bezweifelt werden.

Unter den verschiedenen Indianerstämmen hatte sich nämlich das Gericht verbreitet, daß man sich mit der gelben Erde, nach welcher die blaßen Gesichter ein so gieriges Verlangen tragen, nicht bloß Glasperlen, Knöpfe und bunte Zeuge verschaffen könne, sondern sogar auch Flinten, Pulver, Kugeln, scharlachrothe Decken und jenes Feuerwasser, welches die unglücklichen Indianer leider nur allzusehr lieben.

Unter diesen Umständen beriethen sich die Schicksalsgefährten, ob es klug sei den neuerdings gesammelten Goldvorrath bei sich zu behalten und man machte den Vorschlag dasselbe bäldest in Sicherheit zu bringen.

Sternau und Adolph widersetzten sich dieser Ansicht; Franz und Louis aber boten sich an den gemeinsamen Schatz nach San Franzisko oder nach Monterey zu transportiren, wo sie denselben der Obhut irgend eines Banquiers übergeben wollten.

Auf Sternau machte der leidenschaftliche, drängende Eifer Louis einen unangenehmen Eindruck; denn der Betrag des erworbenen Schatzes war hinlänglich groß um Einen oder den Andern verführen und zu einer schlechten That bestimmen zu können. Als das Drängen gar kein Ende nahm, so erklärte sich Sternau bereit das erworbene Gold dem Tom White zu überantworten und ihn damit zum Capitain Sutter zu schicken. „Ich wüßte den Schatz" sprach er „keiner verläßigeren Hand anzuvertrauen als dem wackern Greise; er ist durch und durch ein Ehrenmann und verachtet das Gold."

Dagegen hatte nun der leidenschaftliche und stets rechthaberische Louis eine Menge Dinge einzuwenden, und indem er dem Sternau geradezu widersprach, führte er an, daß man keinem Menschen in's Herz sehen könne und daß es unklug sei irgend Jemanden so eine werthvolle Sache blindlings anzuvertrauen. Auch erwähnte er, Tom White befinde sich in jenem hohen Alter, wo jede Stunde ungeahnet den Tod bringen könne; kurz, Louis hatte so viele Gründe gegen Sternau's Vorschlag, daß dieser nicht weiter seinen Willen geltend machen wollte und sich bereit erklärte dem beizustimmen, was drei von ihnen beschließen.

Nach dieser Erklärung Sternau's wurde vorläufig nicht weiter über die Sache geredet und Adolph benützte die Gelegenheit, als er eines Nachmittages mit Sternau allein war, über das seltsame Benehmen Louis sich mit ihm zu besprechen.

Ohne Rückhalt gab da Sternau seine Bedenken frei, und machte auch Adolph auf den Umstand aufmerksam, daß Louis bis zur Stunde die Empfangsbescheinigung für das zuerst fortgebrachte Gold noch Keinem von ihnen

vorgezeigt habe. Nach kurzem Gespräche kamen die Beiden überein, eine schickliche Gelegenheit zu ergreifen um sich von Louis die gehörigen Aufschlüße zu erbitten. Eine solche Gelegenheit bot sich während des nächsten Frühstückes, indem Louis zufällig von dem zuerst fortgebrachten Golde sprach und dabei Erwähnung that, wie froh und erleichtert man sich im Gemüthe fühlte, als man der damaligen Bürde und Sorge los war.

Da fragte denn Sternau geradezu nach der Quittung; Louis wechselte die Farbe, faßte sich aber alsogleich wieder und erklärte, daß er auf seiner Rückreise bei einem Rastplatze seine Cigarre mit einem Papier anzündete, welches er dann erst zu spät für die fragliche Bescheinigung erkannte. Er habe übrigens, fügte er bei, den ganzen Vorfall noch am Tage seiner Ankunft Franz mitgetheilt, was dieser auch, dazu aufgefordert, bejahte.

Sternau und Adolph warfen sich einen Blick des Einverständnißes zu und nahmen bis zur Erlangung weiterer Beweise die Angabe Louis schweigsam und ohne Zweifelsäußerung hin.

Adolph und Sternau kamen nun überein die Beiden, die ihnen verdächtig erschienen, nur in Begleitung Tom Whites das Gold hinwegbringen zu lassen. Unter dem Vorwande, es sei gut einen so einsichtsvollen muthigen Mann, wie den alten Tom bei einer so gefährlichen Expedition bei sich zu haben, wendete sich Sternau bei dem nächsten Gespräch an Louis, ihm die Begleitung des alten Jägers anempfehlend, und nach kurzem Bedenken erklärte sich Louis damit einverstanden.

Da man nun zu einem Beschluße gekommen, so trat Louis, von Franz und Tom White begleitet, am dar-

auf folgenden Tage die Reise an. Tom wurde absichtlich von Sternau mit dem besten Maulthiere versehen, auch richtete er es so ein, daß der ehrliche Alte den größten Theil des Goldes zu tragen bekam. Tausend Segenswünsche gab man den Dreien, die mit Flinten und Pistolen wohl bewaffnet waren, auf die Reise mit.

Mehrere Wochen verstrichen so, ohne daß etwas Erhebliches vorgefallen wäre, und aus Furcht, von den Indianern überfallen zu werden, arbeiteten Sternau und Adolph nur selten in der von ihrem Zelte und ihren Verschanzungen ziemlich weit entfernten Schlucht. Sie hielten sich vielmehr hinter der schützenden Brustwehr auf und machten nur, wenn es die äußerste Noth erforderte, Feuer an, um den Wilden durch das Aufsteigen einer Rauchsäule den eigentlichen Aufenthalt nicht zu verrathen.

Das Leben, das die beiden Zurückgebliebenen führten, war ein wenig beneidenwerthes; die Speisereste waren bald verzehrt, und nöthigte sie der Hunger ein Wild zu erlegen, so geschah dieß unter Furcht und Zagen; denn jeder abgefeuerte Schuß, der in die Wälder und Berge hineinhallte, konnte ja die Indianer auf ihre Spur bringen. Ruhelos schwanden ihnen daher die Tage hin, und unter so bewandten Umständen konnte auch ihr Schlaf kein erquickender sein. Jedes Geräusch weckte sie auf und ihre Vorsicht ging so weit, daß nie Beide zu gleicher Zeit schliefen; jedes Mal hielt Einer Wache, die scharf geladene Büchse in der Hand.

Es kann wohl kaum bezweifelt werden, daß in dieser Lage Sternau und sein Gefährte häufig an die Segnungen ihres Vaterlandes dachten, denn ungestört schlief ja dort der Müde auf seinem Ruhebette und das

ängstliche Horchen und das stete Durchmustern der Nähe und Ferne hatte dort Niemand nöthig.

Die beiden Leute nun, die so sehr stets über die in ihrem Vaterlande bestehende Ordnung und über die Gesetze, die dort gehandhabt werden, schalten, würden gewiß jetzt nichts dagegen gehabt haben, wenn sie zu ihrem persönlichen Schutze über eine Anzahl Soldaten hätten verfügen können; gewiß würden sie auch reitende Gensd'arme oder dergleichen nicht verschmäht haben, damit diese die Wälder durchstreift und die diebischen Indianer aus Busch und Strauch vertrieben hätten.,

Es ist dieß doch sonderbar, daß ihnen in Amerika gerade das willkommen gewesen wäre, was sie in der Heimath mit Verachtung und Spott begeiferten.

Da könnte man nun wohl sagen, daß es in Europa eben keine Indianerbanden gibt, und daß man dort das Skalpirtwerden nicht zu fürchten habe. Sagen kann man allerdings viel, das erhellt von Tag zu Tage deutlicher, und es ist wahrhaft ein leidiges Ding, daß so schrecklich viel gesagt und so unendlich wenig Ersprießliches gethan wird. Es gibt jedoch, erlaube ich mir zu sagen auch in Europa eine Menge Leute, die so sicherheitsgefährlich sind, wie jene Indianer, vor welchen sich jetzt Adolph und Sternau fürchteten und die so sehr nach dem Eigenthume der Besitzenden begehren, wie eine Rothhaut nach dem eines blaßen Gesichtes; auch gibt es wieder welche, die viel weniger zu befriedigen sind, als wie die bereits erwähnten Indianer, die, hängt der blutige Skalp des Feindes an ihrem Gürtel und befindet sich seine Habe in ihren Händen, keinen sonstigen Wunsch haben. Die Wünsche der europäischen Sicherheitsgefährlichen gehen aber viel weiter, denn sie begnügen sich nicht,

daß ihnen nichts mehr heilig ist, sondern sie trachten auch die Jugend und mithin die kommenden Geschlechter zu verderben, die des Glaubens an Gott bar, allen Systemen einen unversöhnlichen Krieg erklären, die geschaffen wurden, um die möglichste Harmonie und Ordnung in der Welt fest zu stellen und einen unbändigen anarchischen Willen in Banden zu legen. Daß es bei uns solche Leute in Menge gibt, das muß Jeder gestehen, wenn er die Hand auf's Herz legt und ehrlich sein und nicht lügen will. Und wenn dieß wirklich Jeder, falls er anders nicht selbst zu den Nichtswürdigen gehört, einsieht, so muß er auch begreifen, daß solche gefährliche Leute mit eiserner Strenge bewacht werden müssen, damit nicht ein Zustand über unser Vaterland hereinbricht, dem in den Urwäldern vergleichbar, wo der Einwanderer bei dem Rauschen eines Blattes nach der Wehr greift und bei dem Laute einer menschlichen Stimme sich entfärbt.

Doch nun wieder zu Sternau und Adolph zurück, die ihre Tage vertrauerten und die Nächte unter Angst und Sorge hinbrachten. Sie saßen eines Abends, als der schwarze Mantel der Nacht sich schon über Gebirg und Thal niedergesenkt hatte, bei den noch glimmenden Kohlen eines bereits niedergebrannten Feuers. Da ertönte ein gellender Pfiff, der Beiden bekannt vorkam.

„Das ist Franz!" rief Sternau in freudiger Aufregung, griff aber doch gleichzeitig, an eine mögliche Täuschung und an Ueberfall denkend, nach der Büchse. Da ertönte ein zweiter Pfiff, der die Ueberzeugung gab, Sternau habe sich nicht getäuscht.

Einen Augenblick darauf sprengte Franz herbei; Louis aber und der alte Tom White waren nicht bei ihm.

Als Franz den Sattel verlassen und das Maulthier hinter den Wall geführt hatte, der das Gezelt schützend umgab, trat er zu Sternau und Adolph heran. In seinem Gesichte lag etwas ungemein Scheues und seine Stimme bebte indem er die Worte sprach: „Ich bringe euch eine verzweifelte Nachricht mit, und um nicht lange Einleitungen zu treffen, sage ich euch in zerschmetternder Kürze, daß unser Gold größtentheils verloren ist.“

„Verloren!“ riefen Sternau und Adolph wie aus einem Munde.

„Ja verloren, und wie ich denke hoffnungslos!“

„Wo ist Louis?“ fragte Sternau.

„Und der alte Tom White, wo bleibt der?“ rief Adolph sehr aufgeregt.

„Wo jeder Todte bleibt, wenn ihn die Lebenden nicht von dem Platze wegtragen, wo er fiel.“

„Also todt der wackere, vortreffliche Mann!“ klagte Sternau, und in Gedanken mit dem alten Jäger beschäftigt, dessen Todesnachricht er eben vernommen, sagte er: „Er haßte stets das Gold und wollte nie etwas damit zu schaffen haben; ob er wohl eine Ahnung in sich herumtrug, daß er des Goldes halber von Meuchelmördern erschlagen werden solle.“

„Meuchelmord wurde an Tom keiner verübt“ entgegnete Franz indem er die Farbe wechselte, „es war ein offener Kampf, den wir mit räuberischen Indianern bestanden.“

„Und Louis, was ist's mit dem?“ fragte Adolph.

„Als ich ihn nach dem Kampfe auf dem Maulthiere fortbrachte und sicherer Obhut vertraute, war er voll Blut und schwer verwundet; was aber jetzt mit ihm ist, das weis ich nicht; wahrscheinlich hat auch er das Zeit-

liche gesegnet. Gebt mir etwas Wasser und Branntwein, mich dürstet, auch bin ich von dem scharfen Ritte und von Allem, was mir begegnete, so sehr angegriffen, daß ich mich zuförderst etwas stärken muß. Haarklein werde ich euch dann das ganze Vorkömniß auseinandersetzen, vorläufig aber wißt ihr, daß unser unter unsäglichen Mühen erworbenes Gold, unsere Zuversicht, unsere Hoffnung auf eine baldige glückliche Zukunft, von einem feindlichen Geschicke uns entrissen wurde. Ich möchte rasend werden!" Groll in der Miene schlug sich Franz bei diesen Worten vor die Stirne und trank dann den mit Wasser und Branntwein gefüllten Becher, den ihm Adolph mit zitternder Hand reichte, leer.

Ob dieser Kunde überlief es Sternau eiskalt; er warf einen Bündel Holz auf die Kohlen, und als in der nächsten Minute die Flamme hoch und mächtig aufschlug, eine blutigrothe Feuerhelle hinaus in die Ferne werfend, so fuhr ihn Adolph rauh an und meinte, ob er durch diese Unvorsichtigkeit die Indianer auch hieher locken und ihnen Gelegenheit geben wolle einige Skalpe zu erbeuten.

Sternau hatte die Arme über der Brust gekreuzt; ohne zu antworten, stand er am Feuer; als sich aber Adolph anschickte dasselbe auszulöschen, so rief er: „Lassen Sie es doch brennen und hell werden, denn Finsterniß im Gemüthe und ein rabenschwarzes Dunkel in der Natur sind gleichzeitig nicht zu ertragen."

Franz, der sich auf einige Wilddecken niedergelassen, las alsbald aus Sternau's Zügen ein schlecht verhaltenes Mißtrauen und da ihm auch Adolph bereits einige nicht eben freundliche Blicke zugeworfen hatte, so fand er es für gut aus phlegmatischer Ruhe zu Erklärungen über-

zugehen. Er setzte sich auf, brannte eine Cigarre an, räusperte sich und that gerade so wie irgend Jemand, der ersucht wird etwas zu erzählen und doch noch nicht so ganz klar ist, was er sagen soll; kurz der allein Heimgekehrte benahm sich in vorliegendem Falle weder würdig noch natürlich, und wie seine Bewegungen dem Körper übel ließen, so war auch der Sinn seiner Worte wenig erquicklich für die Zuhörer. Er erzählte nämlich, sie seien wohlgemuths fortgetrabt und haben schon eine Menge Pläne gemacht, wie sie, in die Heimath zurückgekehrt, die Leute ärgern wollen, die immer in ihren vier Pfählen bleibend, das Goldland verhöhnen. Unangefochten haben sie während mehreren Tagen die Reise fortgesetzt und seien auch einmal auf ein Lager von Jägern gestoßen, bei welchen sie vermöge der guten Aufnahme einige Tage verweilten.

„Das war sehr unvorsichtig" meinte Sternau äußernd: er hätte dem alten Tom mehr Klugheit zugetraut; denn es gehöre doch ein hoher Grad von Leichtsinn dazu, beladen mit Schätzen bei Leuten zu zechen und die Nächte zu verbringen, deren Charakter man nicht kennt.

„Ei was, Tom White kennt hier herum die Menschen so gut wie die Gegend" sagte Franz, beisetzend, Tom habe die Jäger alle gekannt.

„Das kommt mir mehr als unwahrscheinlich vor" entgegnete Sternau, „denn Tom sagte mir oft, daß er sich seit einem Jahrzehent so viel als möglich von den Menschen und ihrem Treiben ferne hielt, so daß er selbst unter den Jägern wenige Bekannte mehr habe."

„Da hat der Alte halt gelogen" fuhr Franz grob heraus, dabei bleibend, Tom habe die Leute alle gekannt.

„So erzählen Sie weiter" bat Sternau ohne Hehl äußernd, er könne nicht begreifen wie er bei einem Umstande von so entmuthigender und mit Trauer erfüllender Art so gleichgiltig sein und mit so wenig Achtung von einem achtungswürdigen Todten reden möge.

Franz that, als habe er die letzten Worte nicht gehört, und kam der Aufforderung weiter zu erzählen nach, indem er also in seinem Berichte fortfuhr: „Als wir die Jäger verließen, sagten uns diese, wir mögen uns wohl in Acht nehmen, wenn wir nicht um unsere Schätze und vielleicht gar um unser Leben kommen wollen, weil verschiedene aufgefundene Abzeichen sie nur allzugewiß vermuthen lassen, daß sich in der Nähe indianische Buschklöpper herumtreiben. Wir nahmen einen herzlichen Abschied von den uns also Warnenden und zogen guten Muthes und vertrauend auf unsere Kugelbüchsen weiter.

„Die Gegend, die wir nun passiren mußten," fuhr Franz fort, „war mit ihren Abhängen und Schluchten allerdings sehr geeignet, Räubern Schlupfwinkel in Menge zu bieten. Wir eilten deßhalb, so rasch wir konnten, vorwärts, da aber, trotz unserer Ungeduld, eine offene Ebene sich immer nicht zeigte, so mußten wir unsere Thiere, die unter uns schwitzten und keuchten, wieder langsamer gehen lassen.

Der Weg führte mehrere Meilen lang mitten durch kleine Berge, von lachenden Thälern durchschnitten, welche von ewig grünen Eichen und zuweilen von einzelnen Fichten und Büschen beschattet waren.

Im Momente nun, wo wir einen Hügel überritten, der nach unserer Meinung der letzte sein sollte, der uns vom Sakramento trennte, tauchte zu unserer Linken ein dichtes Gehölz auf; Louis der eine Strecke voraus trabte,

wendete den Kopf und rief uns zu, er bemerke mehrere Berittene am Waldsaume. Ich und Tom White gaben unsern Thieren die Sporn und als wir uns gleich darauf an der Seite Louis befanden, gewannen wir die Ueberzeugung, er habe recht gesehen; wir machten uns nun auf einen möglichen Ueberfall gefaßt, und als wir eben berathend zusammen sprachen, sprengten die Reiter in gerader Richtung auf uns heran. Tom White hielt sogleich das Maulthier an und legte seine Büchse an die Wange; Louis aber ritt in wahrer Tollkühnheit einige Schritte den Reitern entgegen, sie anrufend und ihnen „Halt" gebietend; die aber kehrten sich nicht daran und feuerten als Antwort ihre Gewehre auf uns ab; die Kugeln sausten uns dicht um die Ohren, trafen aber zum Glücke nicht. Da schwang einer derselben, dem Anscheine nach ein Indianer, seinen Lasso, indem er sich im Sattel erhob; sausend schlang sich der Lasso um die Schultern und um den Hals Louis und zwar mit solcher Kraft, daß Louis aus dem Sattel stürzte und in den nächsten Sekunden von dem Indianer fortgeschleift wurde. Die Gefahr erkennend, schoß Tom White, während ich mich selbst mit zwei der Buschkläpper herumschlug, den Indianer, der den armen Louis am Lasso fortzerrte, vom Rosse; Louis raffte sich wieder auf, zog den Säbel und nun entspann sich ein allgemeines Gefecht, in welchem Louis, der wie ein Löwe focht, tödtlich verwundet, Tom White aber getödtet wurde.

Nun hieß es Heil in der Flucht suchen und das that ich auch, nachdem ich zuvor mit übermenschlicher Kraft den stöhnend zu mir hertaumelnden Louis herauf auf mein Maulthier zog; ich ritt so schnell, daß ich glaubte die Erde fliege unter mir hinweg, und so langte

ich denn endlich bei einigen Goldsuchern an, deren Obhut ich den schwer Verwundeten vertraute.

Als ich ihn nun wieder verließ, um bei euch als Todesbote und als Unglück weissagender Rabe zu erscheinen, war er besinnungslos; wie es jetzt mit ihm steht, das mag Gott wissen.

Die Goldsucher, denen ich die Geschichte erzählte, erkannten nach meiner Beschreibung in den Banditen, die uns anfielen, einige versprengte Soldaten von der kalifornischen Armee, die gemeinsam mit einigen Indianern Kaufleute und Goldsucher ausplündern. Jetzt wißt ihr Alles, beschließt nun, was zu thun sei."

Nach dieser abgegebenen Erklärung steckte sich Franz eine zweite Cigarre an, und starrte theilnahmslos in das Feuer.

Adolph schaute, die Glut des Zorns im Augensterne, unverwandt auf den Todesboten und brach endlich in laute Klagen und in Verwünschungen aus.

VI.

Gott ist der beste Anhaltspunkt.

Während der ganzen Zeit, welche die Erzählung des Zurückgekehrten erforderte, dachte Sternau weniger an das verlorene Gold, als an das Schicksal des wackern und ihm innig befreundeten Tom White.

Wachend blieb Sternau die Nacht über am Feuer sitzen; so that auch Adolph, bald in stiller Verzweiflung, dann wieder in den heftigsten Ausbrüchen gegen das feindliche Schicksal.

Als endlich die ersten Streiflichter des Tages über die Höhen des Schneegebirges hereinbrachen, beleuchteten sie die aufgeregten Gesichter der drei Abenteurer. Sternau war bleich und gebeugt aber nicht entmuthigt; Adolphs Antlitz aber zeigte einen untitgbaren Unwillen und Eckel gegen Alles, was ihn umgab.

Nach einem Morgenbrode, das man traurig einnahm, machte Sternau den Vorschlag den verwundeten Louis zu besuchen, denn hatte die Sache sich wirklich so zugetragen, wie Franz sie erzählte, so war es Pflicht dem Leidenden, der Hilfe bedurfte, beizustehen, im andern Falle hoffte Sternau einem schändlichen Betrug, gepaart mit dem Verbrechen des Meuchelmordes, auf die Spur zu kommen.

Die beiden Andern schienen sich jedoch, da ihr Alles — das Gold verloren war, um nichts weiter zu bekümmern,

und Adolph wünschte, es möge das wenige, das man noch besitze, gleichheitlich getheilt werden; dann schlug er vor man möge sich ungesäumt aufmachen und nach Monterey begeben, wo Louis, wie dieser selbst sagte, bei einem soliden Kaufmanne die zuerst erworbenen Schätze niederlegte.

„Das ist eben ein Grund mehr" entgegnete da Sternau „um mich ungesäumt zu **Louis** zu begeben; uns wird der Kaufmann, da wir keinen Empfangsschein vorweisen können, den Louis verbrannt haben will, nichts ausbezahlen, und zur **Erhebung des Goldes** ist uns daher die **Persönlichkeit Louis nöthig**.

Adolph erklärte sich damit einverstanden und da auch Franz nichts dagegen hatte, so brach man das Zelt ab und versteckte es sammt den zum Goldwaschen und Ausgraben nöthigen Geräthschaften in einem unentwirrbaren Dickicht; schweigsam bestieg man dann die Maulthiere und begann die Wanderung traurig und ohne Abschied von der Gegend.

Die Strapazen abgerechnet, ergab sich während dieser Reise nichts von Erheblichkeit, und da man am Ende derselben Louis schwer verwundet und sehr leidend unter einem Zelte von Goldwäschern antraf, so schwand sowohl aus Sternau's Brust, wie auch aus dem Herzen Adolph's der Argwohn, den sie Beide gegen Louis wie auch gegen Franz gefaßt hatten. Theilnahmsvoll neigten sie sich zu der Matte nieder, auf welcher Louis lag; neues Befremden aber überkam sie, als Louis die Augen öffnend, zusammenschrack indem sich sein todtbleiches Gesicht mit einer flüchtigen Röthe überzog.

Warum **erschrickt**, warum **erröthet** er, wenn Freunde sich hilfreich zu ihm neigen? So dachte Sternau, und der kaum verbannte Argwohn fand eine neue Nahrung

in dem höchst aufgeregten Gemüthe Sternau's; er faßte sich jedoch so viel es ihm möglich war, und erzählte Louis wie niederschmetternd die Unglücksnachricht auf ihn und auf Adolph gewirkt habe, die ihnen Franz mittheilte. Gleichzeitig setzte er ihn auch in Kenntniß, daß sie gesonnen seien den kleinen Schatz in Monterey zu erheben, und daß ihnen deßhalb seine Begleitung noth thue.

Louis erklärte sich unvermögend für jetzt mit ihnen zu reisen; er meinte, es wäre am zweckmäßigsten, wenn sich Sternau mit den Andern, in Begleitung einiger Goldwäscher, aufmachen möchte, um die Räuber aufzufinden, die sich fortwährend, wie manche verwegene That beweise, in der Umgegend aufhalten.

Sternau, obgleich bereits von dem höchsten Mißtrauen befangen, willigte in diesen Vorschlag, um nichts unversucht zu lassen, er wendete sich deßhalb an einige Goldwäscher, sie bittend den Streifzug mitzumachen.

„Ei was fällt euch ein" lautete da die Antwort; „wir müßen graben, hacken und waschen und können keine Zeit verlieren."

Der Durst nach Gold war so groß, daß Keiner sich dazu verstehen konnte, Menschen- und Christenpflicht zu üben.

Auf das Ausfindigmachen der Räuber mußte man daher verzichten, und da Louis, vermöge der empfangenen Wunde, auch auf dem Maulthiere nicht fortgebracht werden konnte, so machten sich Sternau, Adolph und Franz nach Monterey auf; Louis händigte ihnen einige Zeilen an jenen Kaufmann ein, welchem er das Gold übergeben zu haben vorgab.

Franz machte diesen Zug, wie es schien, höchst ungerne mit; er wollte bei Louis zurück bleiben; die Andern aber meinten bei dem Umherziehen von Raubgesindel seien vereinte Kräfte nöthig, weßhalb er sich nicht ausschließen dürfe, und zwar um so weniger als eine alte Frau, die weder in den Minen noch in dem Fluße arbeiten konnte, sich dazu verstand, den Louis bis zu ihrer Zurückkunft zu pflegen.

Finster verfolgte man den Weg nach Monterey; lautlos ritt man neben einander hin, denn Jeder hatte mit den eigenen Gedanken zu viel zu thun, als daß er sich um die des Nebenmannes kümmern mochte. Der Egoismus hatte um Jeden ein mächtiges Band geschlungen.

Nachdem die Sonne mehrere Mal mit dem Monde gewechselt hatte, langten die Drei endlich auf den müden Thieren, und selbst gewaltig erschöpft, in Monterey an. Ohne sich erst Ruhe zu gönnen, fragten sie sogleich nach dem Namen des Kaufmannes, den ihnen Louis bezeichnete.

Wie groß war nun aber ihr Erstaunen, wie gewaltig ihr Erschrecken, als sie Straße auf, Straße ab fragten, ohne daß irgend Jemand den Mann kannte, nach dem sie suchten; kurz, es stellte sich heraus, Louis habe sie betrogen, und der Kaufherr, den er ihnen zur Erhebung des Schatzes namhaft gemacht, existirte gar nicht in Monterey.

Dieser Schlag that zu wehe und erschütterte gleichzeitig den Glauben an die Rechtlichkeit zu sehr, denn was konnte man von fremden Menschen erwarten, wenn die eigenen Freunde so schlechte und verbrecherische Handlungen zu begehen im Stande waren.

Franz stand wie auf glühenden Kohlen; man sah ihm eine gewaltige Verlegenheit an, da aber der kritische Augenblick Gefaßtsein erheischte, so nahm er sich zusammen und brach in Verwünschungen gegen Louis aus.

Adolph war so rasend, daß er bald fluchte, bald wie ein Narr im Irrenhause unheimlich auflachte und dann wieder klagte und weinte und fast in Thränen zerfloß.

Sternau's Augen blieben jedoch trocken; in seinem Innern aber stürmte es und er vermochte nicht länger über das zu schweigen, wovon er nun fest überzeugt zu sein glaubte. „Louis ist ein Betrüger!" rief er Franz zu, „und die Zukunft wird lehren, ob er nicht auch ein Meuchelmörder sei; gleichzeitig sage ich Ihnen offen in's Gesicht, daß ich glaube, Sie selbst haben sich aus Eigennutz an Louis Schuld betheiligt."

Franz deckte sich nun so schwerer Beschuldigung gegenüber, mit dem Schilde einer gränzenlosen Frechheit. Zornglühend starrten seine Augen Sternau an, und unter den gräßlichsten Betheuerungen schwur er, von dem Betruge Louis nichts zu wissen. Es entspann sich ein drohender Streit; unheimlich leuchteten die Augensterne eines Jeden, und ein ruhiger Beobachter, der so die Drei gesehen hätte, würde eine blutige That befürchtet haben; Sternau beugte jedoch dem Sturme vor, indem er eine augenblickliche Trennung beantragte.

Gereizt, wie die Gemüther waren, ging man darauf ein; Jeder hatte bereits an dem Andern satt, und an gemeinschaftliche fernere Arbeit war unter so bewandten Umständen nicht mehr zu denken.

Man trennte sich ohne Händedruck und ohne ein Wort des Abschiedes; auf's geradewohl schlug

Jeder eine andere Richtung ein, und somit waren die Bande, des geahnten Glückes, zerrissen.

Den Kopf gesenkt und Schmerz und Groll in der Brust ritt Sternau hin über die Gefilde des Goldlandes und Monterey verschwand stets mehr hinter ihm. Das Maulthier ging bald links, bald rechts, denn der sinnende Reiter vergaß es am Zügel zu lenken. Die ganze Natur hatte für Sternau den Reitz verloren, und farbelos erschienen ihm die Wälder, die Wiesen, die Gebirge und der Himmel selbst.

An dem Saume eines Waldes angelangt, stand das Maulthier still und wendete den Kopf nach seinem Herrn als ob es ihn frage, welcher Weg nun eingeschlagen werden solle.

Da erwachte der Träumer und dem Meere, zu- und abfluthender Gedanken, sich entringend, schwang er sich aus dem Sattel; frei ließ er das Maulthier treiben; und warf sich an dem gewaltigen Stamme eines jener Bäume nieder, wie sie nur in einem Urwalde angetroffen werden. Majestätisch breitete sich über seinem Haupte die Blätterkrone des Riesenbaumes aus, durch welche ein leise wehendes Lüftchen flüsternd hinzog.

So ganz allein, getrennt von dem Vaterlande, getrennt von Weib und Kindern und von Leuten, die er einst für seine Freunde gehalten, überkam den Abenteurer eine tiefe Schwermuth, und zum ersten Male regte sich das Heimweh in seiner wunden, mit Täuschungen erfüllten Brust. Unabwehrbar stahl sich ihm das Naß der Zähren in die Augen und er fing an zu weinen, zuerst leise und dann laut und bitterlich. Die starre Rinde, die unersättlicher Golddurst um sein leidenschaftliches Herz gezogen, schmolz nun an dem Feuer edlerer Gefühle; und

jener Traum, den er einst geträumt, und in dessen Bildern eine gar ernste Lehre für manchen Schwindler und Abenteurer lag, zog wieder in bunt belebten Gruppen an seiner durchstürmten Seele vorüber. Bleibe im Lande und nähre dich redlich; dieser Satz, den er in der Heimath oft verlacht, der kam ihm jetzt zu Sinne, und gleich einem hartnäckigen Gegner wollte er nicht weichen. Auch die thränenvollen Bilder des Abschiedes von Weib und Kinder, wie die Worte, welche die Gattin und die weinenden Kleinen sprachen, sah und hörte er wieder.

Hätte Sternau in der Stimmung, in welcher er sich jetzt befand, die Schwingen des Adlers borgen können, so würde er dieselben gewiß mächtig geregt haben und in raschem Fluge zu dem geliebten Mutterlande heimgekehrt sein. Das Bleigewicht seines Körpers hielt ihn jedoch an der Scholle fest und dem Gedankenfluge konnten die Glieder nicht folgen; fest beschloß er aber die Heimkehr, sobald er nur noch so viel Gold gewonnen, um sich nicht geradezu als Bettler den Seinen vorzustellen.

Schon der Gedanke bald wieder am häuslichen Herde der Seinen zu sein, gab ihm einige Beruhigung; leichter ertrug er sein Mißgeschick und Lebensmuth und Fassung kehrten ihm wieder. Ueberwältigend senkte sich der Schlaf auf ihn nieder, und da er fühlte, daß ihm Ruhe höchst nöthig sei, so sprach er — was er sonst stets vergessen — ein inbrünstiges Gebet. Nachdem er sich so unter den Schutz Gottes gestellt, schwand die Furcht vor indianischen Räubern aus seinem Gemüthe und er schlief fest und beruhigt ein.

Als Sternau nach mehreren Stunden wieder erwachte, schwebte des Mondes Silberscheibe hoch oben im

wolkenleeren Luftraume; nichts störte den Frieden, der sich ringsum in der Natur gelagert, und die lieben Sterne glänzten so freundlich in das Dunkel der Welt herab, daß jeder Mensch, der den Glauben an Gott noch nicht hinter sich hatte, sehnsüchtig angezogen werden müßt von dem überirdischen, heiligen Frieden.

Die Einsamkeit wirkte auf Sternau's Gemüth ungemein wohlthuend und er fühlte so edel, wie er nie zu empfinden vermochte, wenn er sich in Gesellschaft seiner sogenannten Freunde befand, denen alles Heilige nur dazu diente, um es zu entheiligen und mit dem Spott der sinnlichen Welt zu begeisern; seine Lage erheischte jedoch jetzt mehr Thatkraft als je, deßhalb riß er sich aus seinen Träumereien auf und begrüßte den in Osten hereindämmernden Morgen mit einem frommen Gedanken, dann bestieg er sein Maulthier und ritt in jener Richtung entlang hin, wo Louis in einer Ansiedlung von Goldwäschern auf dem Siechbette lag. Er hatte beschlossen dem Elenden seinen Betrug vorzuhalten, jedoch ohne Groll und Zorn, auch hoffte er von dem Erschütterten Näheres über das Geschick Tom Whites zu erfahren.

Als die Sonne schon schrege am Himmel niedersank, erreichte Sternau ein großes Lager von Goldwäschern; da er noch Lebensmittel bei sich trug, so durfte er von den Leuten, die wenig freundlich thaten, nichts kaufen. Das verschlossene, mürrische Wesen derselben kümmerte ihn wenig, denn ihm war es nur um Schutz für die Nacht zu thun, den er bei der Menge so vieler Vorhandener auch zu finden hoffte.

Immer nur mit der Heimath beschäftigt, streckte er sich, sobald es dunkelte, auf seinen Mantel nieder, den er auf den Boden gebreitet, und wie in verwichener Nacht,

so schlief er auch in dieser einen ungestörten, erquicklichen Schlaf.

Erst als die Sonne in voller Glut am Himmel stand und bereits ein rühriges Leben in dem Lager erwacht war, schlug Sternau die Augen auf; Niemand sagte ihm, und auch er sagte Niemanden „guten Morgen,“ und da ihm der Anblick dieser liebeleeren, golddürstigen Menschen zuwider war, so machte er sich auf um einen Ort zu verlassen, der in ihm eine gar üble Stimmung hervorrief; wie erschrack nun aber unser Sternau, als er sich vergeblich nach seinem Maulthiere umsah; er durchlief das Lager ohne den Gegenstand zu finden, den er suchte, und auch hinaus in's Weite blickend konnte er nichts entdecken.

Da ging er nun von Zelt zu Zelt, wurde jedoch bei den Erkundigungen, die er einziehen wollte, ungemein geringschätzig und von Manchem verhöhnt und verlacht; Niemand wollte von seinem Maulthiere und von seiner Bagage, die hinter dem Sattel desselben aufgeschnallt war, etwas wissen, und ein hochgewachsener, starkknochiger Amerikaner drohte ihm sogar mit dem Erschießen, wenn er nicht sogleich sein Zelt verlasse, in welchem er sich mehr verschanzt als eingehaust hatte.

Sternau, empört wie er war, antwortete auf diese Rohheit in einem Tone, der mehrere Leute herbeiführte. Von einigen derselben, die noch nicht aller Theilnahme gänzlich entfrembet waren, erfuhr er nun, daß der Amerikaner, seitdem er sich hier ansiedelte, schon mehrere Menschen getödtet habe und daß er der Schrecken des Lagers sei.

Unbewaffnet, wie Sternau war, — man hatte ihm nämlich auch sein Gewehr und seine Pistolen entwendet

— konnte er gegen dieses Thier in Menschengestalt nichts ausrichten; er kehrte demselben daher den Rücken zu und griff, von Gold, von Lebensmitteln und von Allem entblößt, wessen der Einwanderer hier bedurfte, als ein aufgegebener, entmuthigter Mann zum Wanderstabe. Zitternd vor Wehmuth eilte er durch die Glut der Sonne hin, und würde nicht das Vertrauen auf Gott in ihm zur Wahrheit geworden sein, so hätte er sich jetzt sicherlich selbst entleibt; so aber sprach er gläubig: „Herr Dein Wille geschehe," im Herzen verspürend, sein früheres wüstes Leben habe eine ernste Prüfung und Züchtigung verdient.

Wenn ein altes Haus abgebrochen wird, weil seine Grundmauern gewichen, der Schutt jedoch noch nicht hinweg geräumt, und der Neubau noch nicht fertig ist, dann fehlt es an Gedränge und Verwirrung nicht, denn überall liegen ja zerstreut die Trümmer umher.

Ein solches Gedränge und eine solche Verwirrung regte sich jedoch, trotz des Vertrauens auf Gott, auch in Sternau's Brust; wohl waren seine alten Grundsätze vor der Macht der Verhältniße zusammengestürzt; die Trümmer derselben aber waren aus seinem Innern noch nicht hinausgeschafft, und als er sich nun nach angebrochener Nacht so ganz allein in der tiefen, heiligen Feierstille der Natur befand, wurde es ihm ganz eigenthümlich zu Muthe.

Wie ein schimmernder Gürtel zog sich die Milchstraße über das Gewölbe des Himmels hin, an welchem das blitzende Sternbild des Orion in unermeßlichem Höhenraume stand.

Von Schauer, Bewunderung und Ehrfurcht ergriffen, beugte sich Sternau tief vor der Allmacht des

Schöpfers; wie ein Nachtgespenst zog jedoch gleichzeitig der Zweifel heran, ob der *Mensch* vor diesem *unermeßlichen All* nicht *gänzlich verschwinden* werde. Er zweifelte ob die Macht, die diese Welt erschaffen, der Winzigkeit des Geschöpfes zu gedenken sich würdige; er zweifelte, ob das menschliche Leben mehr als ein wüstes Räthsel, mehr als ein düsterer, verworrener Traum sei.

So zweifelte Sternau, weil die Trümmer seines *früheren Unglaubens* aus seinem Herzen noch nicht hinausgeschafft waren, die Gnade Gottes aber verließ ihn nicht in diesem Schwanken und regte, da er sich bereits auf dem Wege der *Besserung* befand, den Drang zu *beten* in seiner Brust an.

Er betete inbrünstig und lange und *Demuth* überkam ihn, wodurch der stolze Gedanke des Zweifels und das vermessene Eindringenwollen in die Mysterien der Gottheit scheu entfloh, wie ein Nachtvogel vor dem Strahle der licht und warm aufgehenden Sonne.

Wohl fand Sternau während dieser Nacht Muth sein Schicksal zu ertragen, die Ruhe des Schlafes aber floh ihn, und er fühlte, daß das *Getrenntsein von Menschen* ihn zu seinem Vortheile umwandle, indem sich seine Gedanken, wollten sie anders nicht in dem Fabellande unrealisirbarer, und keinen Trost gebender Träume herumflattern, zu *Gott* aufschwingen mußten, um *einen Anhaltspunkt* zu haben.

Auf diese Weise blieb dem Abenteurer Sternau *Beruhigung* und *guter Muth*, selbst da, wo jede Hoffnung schwand und *Rettung als Unmöglichkeit erschien.*

VII.

Das Gewissen.

Zwei Tage später, während welchen Sternau außer der Labung kühlender Quellen nichts zu sich genommen hatte, langte er, ungemein erschöpft und von der Glut der Sonne verbrannt, bei jener Niederlassung von Goldwaschern an, wo der verwundete Louis unter einem Zelte von einem alten, arbeitsunfähigen Weibe gepflegt wurde.

Sternau hatte beschlossen ohne Zorn mit dem Betrüger zu reden; der aber war bereits so sehr herabgekommen, daß ihm sein Auge die Sehkraft und seine Zunge das Sprechen nicht mehr gestattete. Vom Vorwürfemachen konnte somit, selbst bei rachsüchtigem Vorhaben, keine Rede mehr sein.

So trübe, wie unter diesem Zelte, wo Louis als aufgegebener Mann dem Tode entgegenathmete, sah es auch unter den meisten Zelten der Goldsucher aus; fast alle waren stark vom Fieber heimgesucht und zwei Dritttheile der Leute, die hier ihr Glück zu gründen hofften, waren außer Stand ihre Matten zu verlassen, während der andere Dritttheil zu egoistisch war, um ihnen irgend eine Hilfe zu leisten. Jeden Tag kamen Todesfälle vor, und die Ueberlebenden begnügten sich, die Leichen ihrer Schicksalsgenossen ein paar hundert Schritte weit vor das Lager hinauszuziehen; hier blie-

ben sie auf der Erde liegen, der Gefräßigkeit der Wölfe preisgegeben.

Da Sternau wohl einsah, daß mit Louis nichts anzufangen sei, so nahm er dessen Waffen zu sich, welche die alte Frau mit seltener Treue bewacht hatte, und folgte in kleinen Tagereisen dem Laufe des Sakramento. Er arbeitete nur zeitweilig, und als er wieder im Besitze einiges Goldes war, welches vorläufig ausreichte, um sich auf ein paar Wochen die nothdürftigsten Lebensmittel kaufen zu können, so besuchte er, um vielleicht doch etwas Näheres über das Schicksal des alten Tom White zu erfahren, alle Niederlassungen der Goldsucher.

An allen Orten traf er eine Menge Kranke und Alles klagte sowohl über große Unsicherheit für Personen als Eigenthum.

In einer der Niederlassungen wurde ein Mann, von welchem man wußte, daß er bereits eine bedeutende Summe gewonnen, unabläßig bewacht; man schlich ihm auf allen Tritten nach, um eine Gelegenheit zu erspähen, ihn zu ermorden.

Oeffentlich wurden nur wenige Todtschläge bekannt, aber die Zahl der abhanden gekommenen Personen, über deren Verschwinden man sich keine Rechenschaft geben konnte, war sehr bedeutend.

Im Fluße schwammen viele Leichen, welche Verbrechen voraussetzen ließen, denn es wurde allgemein angenommen, daß auch die ärmsten Goldsucher immer so viel zusammengebracht haben, um ihre Körper in den Grund zu ziehen; in den Minen herrschte nämlich allgemein die Gewohnheit, das theils dem Fluße theils der Erde abgewonnene Gold in einem Gürtel um den Leib zu tragen.

Der Preis der Lebensmittel steigerte sich nach der Zahl der Einwanderer und die meisten Goldsucher waren mit den Lumpen des Elendes bedeckt. Viele gruppirten sich um einige Baraken, welche aus Erde und Baumzweigen errichtet waren, und wo ein kleines Gläschen Branntwein für einen Dollar verkauft wurde.

Sternau sah eine solche Gruppe, in die abscheulichsten Lumpen gekleidet und mit dem Fieber behaftet, diesen ungeheuern Preis bezahlen und jeder Tropfen dieses Feuerwassers verschlimmerte ihre Krankheit und führte sie dem Tode näher.

Mit Widerwillen wendete sich Sternau von diesen Unglücklichen ab, und eilte fort ohne seiner Reise vorläufig ein Ziel zu stecken. Wohl regte sich der Drang in die Heimath zurückzukehren mit jedem Tage mächtiger in seiner Brust, die Möglichkeit hiezu mußte man jedoch zuerst ausfindig machen.

Aus Furcht seiner Waffen beraubt zu werden, brachte er nie mehr eine Nacht in einem Lager zu, denn er hatte die leidige Erfahrung gemacht, daß Sicherheit in diesem Lande nur ferne von der menschlichen Gesellschaft ihren zur Ruhe einladenden Sitz aufgeschlagen habe.

Er suchte daher das Dickicht der Wälder auf und kletterte, wenn mit dem Untergang der Sonne das Licht verschwand und sich Schatten und Dunkel über der Erde lagerten, auf einen der riesigen Bäume. Hier wiegte er sich in dem schwankenden Anstrich und schlief, das müde Auge den Sternen zugekehrt, stets unter Gebet ein.

Auf einem solchen Ruhelager, dem Horste eines Raubvogels vergleichbar, weckte ihn während einer Nacht frostige Kühle. Er stieg herab, rieb sich die Hände und

machte endlich um sich zu erwärmen, aus trockenen Reisern, die er von den Bäumen und Büschen brach, ein Feuer an. Das Pech von harzigen Stämmen genommen, beförderte das Aufflackern der Flamme und Sternau's fröstelnder Körper fühlte alsbald die belebende Wirkung des Feuers.

Der Morgen war nicht mehr ferne, und das baldige Erwachen des Lichtes wurde von tausend Vogelstimmen verkündet, die ihre Nachtruhe beendet hatten.

Sternau ließ sich an dem Feuer nieder und setzte halb wach, halb schlummernd die Ruhe fort, der er sich oben im Gezweige des Baumes hingegeben. Da rauschte es im Gebüsche, ein Wild stürzte flüchtig vorüber, und gleich darauf hallte ein Schuß durch das Dämmergrau der schweigenden Gegend.

Sternau fuhr zusammen, sprang auf, spannte die Büchse, zerstörte rasch das Feuer und kauerte sich lauschend hinter den Stamm eines jener Riesenbäume, welchen der Zahn der Zeit zernagt, und das Alter gefällt hatte.

So sehr erschrack man hier vor jedem Laute, der auf die Anwesenheit eines Menschen hindeutete. W e l c h e i n b e k l a g e n s w e r t h e r Z u s t a n d ! w e l c h e i n Z e u g n i ß f ü r d i e M o r a l d e r A b e n t e u r e r !

Es entschwanden mehrere Minuten, während welchen nun eine lautlose Stille eintrat; dann aber näherte sich offenbar Jemand, wie aus dem Knacken der Büsche und aus dem Rauschen der am Boden zerstreut umherliegenden Reiser deutlich hervorging.

Sternau lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Da erschien eine Gestalt, die ein erlegtes Wild an den hintern Läufen durch das feuchte, schlüpferige Gras herzog;

diese Gestalt, die dem kampfbereiten Sternau den Rücken zukehrte, blieb da stehen, wo ein grüner freier Rasen das ernste Dunkel des Waldes lichtete, und als dieselbe die Glieder dehnte und eine Stellung annahm, daß sie dem Sternau das Antlitz zukehrte, so schrack dieser halb entsetzt, halb freudig überrascht zusammen, rufend: „Stehen in diesem Lande die Todten auf!"

„Wie ich denke schon" lächelte die Gestalt, deren Aeußeres einen greisen amerikanischen Jäger verrieth; „der liebe Gott wird die Unsterblichkeit wohl nicht für Europa allein bestimmt haben."

„Geist oder Mensch, gebt Kunde! was seid Ihr?" rief da in freudiger Aufwallung Sternau, und als er von dem Alten die Antwort erhielt, er sei von Fleisch und Blut wie er, so stürzte er an die Brust des wackern greisen — Tom White.

„So ist es denn keine Täuschung!" jubelte Sternau als der Sturm überraschenden Wiedersehens sich gelegt hatte, der in seinem Innern ob des unverhofften Anblickes eines todt Geglaubten rege geworden. „O!" fuhr er dann mächtig erschüttert fort, „wie sehr ging mir Euer Schicksal zu Herzen und wie viel Kummer und Elend mußte ich erdulden, seit ich Euch das letzte Mal sah."

Tom White nickte ihm beifällig zu und indem ein Lächeln voll Bitterkeit um seine Lippen spielte, sagte er: „Ich haßte stets das Gold, seit den letzten Erfahrungen aber, die ich machte, meide ich förmlich den Anblick dieses gelben Metalles, welches Begierden in den Herzen der Menschen erweckt, die sich oft bis zum Wahnsinn steigern und den, den sie erfassen, zum Meuchelmorde treiben."

Die letzten Worte sprach Tom White in einer eigenen seltsamen Betonung und die Ahnung, man habe an dem alten Jäger ein schwarzes Verbrechen begangen, die Sternau gleich Anfangs mit sich herumtrug, fand nun ihre Bestätigung. Ohne Rückhalt theilte Sternau dem wackern Greise den Verdacht mit, den er gleich nach Franzens Heimkehr auf diesen und auf Louis geworfen, und aufgeregt, wie er war, stieß er Verwünschungen gegen die Elenden aus. Tom White verwies ihm jedoch dieß, gläubig sprechend: „Wer da glaubt, daß er stehe, der sehe wohl zu, daß er nicht falle!"

Die ernste Bedeutung dieser Worte traf Sternau empfindlich, denn auch er glaubte, als er zu Hause im Vaterlande von Vergnügen zu Vergnügen hüpfte und das Vermögen seiner Frau und seiner Kinder vergeudete, fest und sicher zu stehen, während er einem Falle ohne Rettung so nahe war, wie ein Mann, der an einem Haar über einem Abgrunde hengt. „So erzählt mir denn" sprach Sternau, nachdem sein Groll, der abermals aufgetaucht, sich wieder legte, „wie weit die Verblendung eurer Begleiter ging, und wie sehr sie sich an Euch versündigten?"

Da schritt denn Tom White nach dem Feuer hin, das Sternau ausgetreten, dessen Glut aber noch nicht gänzlich erstorben war; langsam bückte er sich nieder, brannte seine kleine Pfeife von Erde an, setzte sich dann auf den Rasen und erzählte Folgendes: „Da ich an Euern Landsleuten, nämlich an Louis und Franz, nie großen Gefallen hatte, weil mich der Golddurst dieser heftigen und streitsüchtigen Menschen stets anwiderte, so war es mir ganz angenehm, daß die Beiden während des Geldtransportes nur selten und wenig mit mir

sprachen; hätte ich jedoch Unrath und einen bösen Anschlag gegen mich geahnet, so würde ich den saubern Herren ihre Goldgelüste ausgetrieben und sie gewiß so scharf beobachtet haben, daß sie Grund gehabt hätten, über die Vorsicht des alten Tom sich weidlich zu ärgern. Ich alter, dummer Narr ritt aber so arglos neben Beiden hin wie ein Kind, denn hielt ich sie auch fähig, das Gold Euch, Herr Sternau und Euch, Adolph zu veruntreuen und es an einen Platz zu bringen, wo es wohl sie, nicht aber ihr Beide wieder finden werdet, so konnte ich doch nicht glauben, daß sie nach dem Blute eines so alten Burschen, wie ich bin, begehren. Diese fahrlässige Unachtsamkeit hätte mir aber bald das Leben gekostet, denn plötzlich, ehe ich es mir versah, erhielt ich eines Tages einen so gewaltigen Streich auf das Hinterhaupt, daß ich bewußtlos von dem Maulthiere herabstürzte. Als ich nach einer Weile die Augen wieder öffnete, stand Louis neben mir; er hatte eine gespannte Pistole in der Hand und schien offenbar zu erwägen, ob es nöthig sei eine Kugel an mich zu verschwenden. Franz machte eine solche Geberde, daß ich annehmen konnte, er halte ihn von mir ab. Ich war so betäubt, daß ich Alles wie im Traume um mich sah; plötzlich aber zuckte ich zusammen, denn als ich Zeichen meines Wiederauflebens gab, schoß Louis auf mich, und von dem getroffenen Kopfe rann mir das warme Blut über das Angesicht. Das war der Moment, in welchem ich mechanisch nach meiner Büchse griff, und sie in liegender Stellung auf Louis abfeuerte; er stieß einen Schrei aus und stürzte zusammen, dann hörte und sah ich nichts mehr und eine tiefe Ohnmacht senkte sich kalt und eisig, gleich dem Hauche des Todes, auf mich nieder. Als ich wieder erwachte,

verspürte ich einen brennenden Durst; ich wußte nicht, wie ich an den Ort gekommen, wo ich lag, auch konnte ich mich an nichts besinnen, was mit mir vorgegangen war. Da hörte ich eine Quelle rauschen und ohne an irgend etwas Anderes zu denken, als an die Löschung meines Durstes, erhob ich mich mühevoll und tappte instinktmäßig nach derselben hin. Ich trank in gierigen Zügen, und als ich die Glut meines Durstes gekühlt, schloßen mir Erschöpfung und Betäubung abermals die Augen. Wie lange ich in diesem Zustande verblieb, das vermag ich nicht anzugeben, und ich kann Euch nur so viel mittheilen, daß, als ich wiederholt erwachte, mir allmählich die Besinnung an all' das wiederkehrte, was sich mit mir zugetragen. Wohl war ich erschöpft und meine Sehkraft durch den reichlichen Blutverlurst etwas getrübt; erheben und langsam mich fortbewegen, das konnte ich aber. Oft mußte ich ruhen und als ich endlich nach unsäglicher Anstrengung ein Lager von Goldwaschern erreichte, und vermittelst eines Spiegels die erhaltene Kopfwunde besehen und untersuchen konnte, erkannte ich die Verletzung als einen Streifschuß, der, die heftige Blutung abgerechnet, mir als gänzlich unschädlich erschien. In dem Lager traf ich auch einen alten mir wohl befreundeten Jäger; er bot mir ein Obdach und die ihm mögliche Verpflegung unter seinem Zelte an, bedauernd, daß mir in meinen alten Tagen noch so Böses widerfuhr. Kalte Umschläge, verbunden mit einer ungestörten Ruhe und mit dem wohlthuenden Anblicke eines mir ergebenen treuen Freundes, verfehlten nicht, alsbald eine vortheilhafte Wirkung auf meinen Körper zu äußern. Ich nahm mit jedem Tage an Kräften zu, und fühlte mich bald stark genug meine Wanderung fortzusetzen."

„Wo gedachtet Ihr denn hinzugehen?“ fragte Sternau.

„Es drängte mich Sie aufzusuchen,“ entgegnete der alte Jäger, „um Ihnen den Diebstahl des Goldes und auch das mitzutheilen, was sich mit mir zugetragen. War auch der Weg weit und meine Gelenke müde, so trieb es mich doch vorwärts und ich erreichte auch alsbald den Ort, wo wir uns zusammen niederließen. Da war aber keine Spur mehr zu entdecken, und als ich das Gestrüppe durchstöbernd, das Zelt und einige Geräthschaften wohl versteckt fand, so dachte ich, Sie und Adolph werden von dem verübten Betruge Wind erhalten haben und auf gut Glück den Dieben nachsetzen. Nach kurzer Rast machte ich mich da gleichfalls auf, um, dem Glücke vertrauend, Sie vielleicht zu treffen. Ich durchsuchte die Lager der Goldwascher, durchzog die Fluren und Wälder, die Berge und Thäler und wanderte auch an den Flüßen und Seen hin, ohne eine Spur von Ihnen aufzufinden. Da wurde ich ganz bitter böse gegen das verwünschte Gold und mein Haß ging so weit, daß ich kein Blatt und kein Gewächs mehr ansehen konnte, wenn es gelb war.“

Der alte Tom White warf da seinen Haß auf eine Farbe, die überhaupt im Leben, in der Sprache der Blumen und Farben eine üble Rolle spielt. Schon von Alters her machte man für jede menschliche Stimmung und Leidenschaft eine Farbe ausfindig, die ihr als Zeichen entsprechen sollte. Durch frisches Grün bezeichnete man die Hoffnung, durch lichtes Roth und Weiß die Freude, durch Schwarz die Trauer, und den Neid, den malte man gelb. Warum nun aber gelb? gelb ist ja die Farbe der Sonne, des Goldes und sogar die

heilig geachtete Farbe der Sinesen, zugleich aber auch die Farbe der Galle, die der Neid gar heftig in Bewegung setzt.

Wie nun die Galle das Prinzip des Bittern und Herben enthält, welches scheidend, zersetzend und auflösend wirkt, so ist der Neid die schlimmste aller bittern und zerstörenden Leidenschaften; er vergällt das Leben, verwüstet die Freude, und hat von Anfang her die Zwietracht, den Tod und jegliches menschliche Elend in die Welt hereingebracht.

Seltsam ist es in der That, daß dieser gallige, die Stunden des Lebens verbitternde Neid eben so sehr bei vernunftlosen wie auch bei vernünftigen und geistigen Wesen heimisch ist.

Die Hühner auf dem Hofe beneiden einander um jedes Insekt, um jeden Wurm; bei unmündigen Kindern ist schon der Neid in hohem Grade rege und ein prüfender Blick in die Welt zeigt, daß er bei zunehmendem Alter nicht eben abnimmt. Es führt nämlich der Neid stets da die Herrschaft, wo die Selbstsucht oder das Verlangen sich vor Andern zu behaupten im natürlichen oder im geistigen Leben im Uebermaße vorwaltet, und gerade deßhalb ist er der giftige Hauch, der das Leben der Wahrheit und edler aufopfernder Nächstenliebe zerstört.

Nach dieser Schilderung dürfte man wohl jetzt annehmen, die treffendste Farbe für die Welt unserer Tage sei die gelbe des Neides, denn die stets scheiternden Bestrebungen die Interessen der Parteien zu vermitteln zeugen davon.

Doch nun wieder zurück zu dem alten ehrlichen Tom White, der das Gold wegen des Neides und der nie-

dern Leidenschaft, die an demselben kleben, verachtete; mit seiner Erzählung zu Ende drückte er die innigste Freude aus, endlich doch Sternau aufgefunden zu haben, und dieser erzählte dem wackern Jäger nun auch, was er erlebte und litt, seit er ihn zum letzten Male sah.

Dem Abenteurer Sternau kamen während dieser Mittheilungen die Thränen in die Augen, denn dem geahnten Glücke noch vor Kurzem so nahe, stand er jetzt dem Ziele, das er sich gesteckt, wieder eben so ferne, als er den Fuß zuerst auf den Boden der neuen Welt setzte.

Doch was sage ich so ferne; als Sternau den Theergeruch des Auswandererschiffes hinter sich hatte und hinanstieg zu Amerikas Küstenland, so hatte er die Brust voll guter Hoffnungen und auch den Glauben im Herzen, daß die, für welche er die Ueberfahrt bezahlt, um auch ihnen die Möglichkeit in die Hand zu geben ihr Glück zu gründen, seine aufrichtigen Freunde seien; überhaupt wähnte er auch, über den Boden Amerikas wehe der Hauch einer ungetrübten, unverkümmerten Freiheit und eines edeln socialharmonischen Lebens hin.

Wie enttäuscht war nun aber jetzt der Träumer, als er aus dem Gebiete unstichhaltiger Philosopheme und fabelhafter Schwindeleien in die leidige praktische Wirklichkeit eingetreten. Dem Ziele, das er sich gesteckt, war er sonach jetzt viel ferner, als ehedem, denn er war enttäuscht und sein Muth, unter lauerndem Mordgesindel sich Reichthümer zu erwerben, war gebrochen.

Das sah ihm jetzt auch der alte Tom White gar wohl an und als dieser wackere Mann die Reue und den aufrichtigen Schmerz des Abenteurers erkannte, so redete er Worte des Trostes zu ihm wie ein braver

Vater zu einem nach mancher Verirrung zur Besonnenheit und Pflicht zurückkehrenden Sohne. „Vertrauen Sie auf Gott," sprach er zu dem gebeugten jugendlichen Vater und bewahren Sie sich die nöthige Besonnenheit und Kraft um die Heimkehr zu ermöglichen. Es liegt ja schon eine höhere Fügung in unserm gegenseitigen Auffinden, und da Sie den Ort wissen, wo Louis als aufgegebener Mann, wie Sie sagen, unter einem Zelte liegt, so lassen Sie uns keine Zeit verlieren und demselben schleunig einen Besuch abstatten."

„Wozu wackerer Freund, soll uns dieser Besuch frommen?" fragte Sternau tief erschüttert; „wollen wir etwa einem langsam Dahinsterbenden, den bereits Gottes Hand traf, Vorwürfe machen?"

„Das sei ferne von mir" entgegnete Tom „und dennoch sind es zwei triftige Gründe, weshalb ich mit Louis vor seinem Abscheiden zusammenkommen möchte."

„Zwei Gründe? laßt sie hören."

„Ja zwei Gründe, einer in Ihrem Interesse, ein zweiter in dem Interesse Louis selbst."

„Ihr macht mich neugierig, erklärt Euch deutlicher."

„Um heimzukehren genügt Ihr guter Wille allein nicht" sprach da Tom. „Sie brauchen Geld und da weder ich noch Sie selbst solches haben, so ist es nöthig, daß man sich darum umsieht."

„Gut; aber wo?"

„Bei dem Gewissen."

Sternau zuckte die Achsel und schüttelte den Kopf wie ein Mensch, dem man etwas erzählt, woraus er nicht klug werden kann, und Tom White, der dieß bemerkt, sprach: „Sehen Sie Herr Sternau, jeder Mensch hat so etwas in der Brust, was ihn empfinden läßt,

wenn er Gutes oder Böses gethan. Dieses Etwas ist das Gewissen, welches das Herz einer begangenen schwarzen That halber foltert und mit Entsetzen erfüllt. Wenn wir nun so plötzlich zu der Matte hintreten, auf welcher Louis dem nahen Tod entgegen athmet, so wird er, wenn er mich, den er getödtet zu haben glaubt, ungeahnt erblickt, von Entsetzen erfaßt sein Verbrechen bekennen und Ihnen auch den Ort entdecken, wo er seinen Raub verbarg. Das, Herr Sternau, ist der eine Grund, weßhalb ich wünsche, daß wir Louis ungesäumt aufsuchen."

Sternau nickte mit dem Kopfe, und gab so schweigend sein Zugeständniß.

„Und wenn nun," fuhr Tom White fort, „Louis erschüttert und reumüthig in sich selbst zusammenbricht und die Hand der Vorsehung erkennt, die in das listige Gewebe seines schwarzen Planes eingriff, so ist es unsere Pflicht, daß wir ihn wieder aufrichten, ihm verzeihend die Hand reichen und ihm so das Sterben leichter machen. Das ist der zweite Grund, und ich denke, daß Sie mich nun vollkommen verstehen."

„Ja wackerer, kluger, vortrefflicher Mann" sprach Sternau gerührt und schüttelte dem frommen, noch immer kräftigen Greise die derbe sonnenverbrannte Hand.

Da die Beiden nun mit den gegenseitigen Mittheilungen fertig waren, so dachte man an Stärkung und Labung des Körpers.

Von dem Wilde, welches die Kugel Toms ereilt, wurde nun die Decke abgenommen, und als es zerlegt und einige Stücke davon in einem vorüberfließenden Bächlein gewaschen waren, so schürten die Beiden das noch glimmende Feuer an, steckten zu beiden Seiten

desselben gabelförmige Baumäste in die Erde, schnitzten einen hölzernen Bratspieß, der in die Gabeln geschoben wurde, wendeten ihn langsam um, und hatten bald das Vergnügen einen appetitlichen Bratengeruch, aus der Wildkeule aufsteigend, in ihren Nasen zu verspüren.

Sternau fühlte nun die Schwere des Unglücks nicht mehr so drückend auf ihm lasten und er mußte sich gestehen, in der Nähe eines guten, frommen Menschen sein, das sei eine wahre Himmelsgabe.

Als sich die beiden Männer gestärkt und gelabt hatten, überließen sie sich während einiger Stunden des Schlafes; dann wuschen sie sich in dem Bächlein und traten wohlgemuth und auf Gott vertrauend ihre fernere Wanderung an. Da Beide mit Widerwillen gegen das egoistische Volk der Goldsucher erfüllt waren, so vermieden sie absichtlich, so oft es sich thun ließ, die Lager derselben; dabei scheuten sie keinen Umweg und waren nur froh, wenn sie sich allein und von so unmoralischen und raubsüchtigen Menschen ferne befanden.

Oft wechselte der Mond mit der Licht und Wärme spendenden Sonne, bis Tom und Sternau endlich da anlangten, wo nun Louis Gelegenheit hatte, seine schlechte That zu bereuen, wenn ihm anders nicht schon der Tod die Augen zugedrückt.

Trotz der guten Vorsätze, die sich die Beiden machten, schlug ihnen doch jetzt, als sie in die Lagergasse eintraten, beklommen das Herz.

„Dort ist das Zelt" flüsterte da Sternau seinem greisen Begleiter zu, „wo ich den Louis zum letzten Mal sah und er so erschöpft war, daß ich nicht mit ihm sprechen konnte.

Tom nickte seinem jungen Freunde zu und eine Minute später schlüpften Beide in das verhängnißvolle Zelt, unter welchem Louis in tiefem Schlummer lag.

Die ganze Gestalt des unglücklich Verblendeten hatte etwas Skelettartiges angenommen. Sein Antlitz sah schrecklich bleich und ungemein leidend aus.

„Welch jammervoller Anblick!" sprach da Sternau und beugte sich voll Mitleid zu dem Schläfer nieder, von dem man nicht so recht sagen konnte, ob sein Schlaf ein natürlicher, oder der des ihn antretenden Todes sei.

Diese Jammergestalt zu wecken, das hielten Beide für grausam und sie beschlossen daher sein Erwachen abzuwarten.

Als sie so da saßen, erzählte ihnen die alte Frau, die Louis bisher gepflegt, wie viel der arme Mensch zu leiden habe, und wie er oft im Traume, und während Fieberglut ihm den klaren Sinn trübe, Worte ausstoße, die einen schrecklichen blutigen Inhalt bergen. „Es kam mir oft gerade so vor," sprach sie, „als ob der kranke Herr durch ein Gespenst erschreckt würde, denn häufig starrte er mit unheimlichem Blicke gerade in die Luft empor, schrack dann zusammen und redete von einem blutigen Kopf, der sich über ihn neige und dessen Anblick ihm das warme Blut im Herzen erkälte."

„Das ist das Gewissen," sprach da Tom White mehr zu sich selbst, als zu den Andern, „und der Kopf, den er sieht, ist wahrscheinlich der jenes Mannes, den er getödtet zu haben glaubt." Kaum hatte Tom so vor sich hingeredet, so fanden seine Worte auch schon eine entsetzensvolle Bestätigung, denn Louis, der, die Glieder dehnend, erwachte und die tief liegenden Augen öffnete, schrie, sobald er des alten Jägers ansichtig wurde, ver-

verzweiflungsvoll: „Ha, da ist er wieder, immer und ewig er!"

Klappernd schlugen die Zähne des todtgeängstigten Mannes an einander, und sein Haar sträubte sich vor Entsetzen.

„Wo hast Du Deinen Raub verborgen?" sprach da Tom, eine unbewegliche, steife Stellung annehmend, die ihm in Wahrheit ein geisterhaftes Ansehen verlieh.

„Mit einem Theil," sprach da Louis von Zeit zu Zeit zusammenschaudernd, „machte sich Franz davon, den andern vergrub ich hier im Zelte unter der Matte, auf welcher mein sterbender Körper liegt."

So war denn das erreicht, was der kluge Tom für Sternau bezwecken wollte, und um nun auch die Angst und die zermalmende Beklemmung von dem Herzen Louis zu nehmen, beugte er sich freundlich und liebevoll zu dem unter Schauern Erbebenden nieder, sprechend: „Sie haben genug gelitten, Gott der Herr schickte mich, damit ich Ihnen den Wahn benehme, es laste ein Meuchelmord auf Ihrer Seele; ich kam an dem Schuße nicht um und genas durch die Gnade des Höchsten wieder; da ich die scheusliche Wirkung kenne, welche das gelbe häßliche Gold auf die Begierden der Menschen äußert, so vergebe ich Ihnen aufrichtig und von Herzen, was Sie mir Uebles zugefügt." Versöhnend reichte Tom White bei diesen Worten dem freudig Ueberraschten die Hand, die dieser weinend ergriff, an die Lippen drückte mit vor Rührung fast erstickter Stimme sprechend: „Ja es lebt ein Gott! wie ich ihn strafend erkannt, so erkenne ich ihn auch jetzt in seiner unbegrenzten Gnade!"

Ueber die vortheilhafte Gemüthsstimmung Louis war Sternau so sehr erfreut, daß er hin zu ihm kniete, ihm die kalte Stirne küßte und mit gepreßter Stimme die Frage an ihn richtete, ob er denn nicht mehr zu retten sei?

Jetzt erst gewahrte Louis den Sternau, zeigte eine freudige Ueberraschung, und ihm mit letzter Kraft die Hand drückend sagte er: „Ich sehne mich nicht nach Genesung, sondern lediglich nach Vergebung meiner Schuld; was könnte mir auch die Welt nach so vielen erlebten Täuschungen und nach einem so gänzlich verfehlten Lebenszwecke bieten?" Louis sprach dieß in einem Tone, aus dem man entnehmen konnte, es sei ihm mit dem ernst, was er gesagt. Nun folgte eine totale Erschöpfung auf die mächtige Aufregung, und Louis fühlte nur allzusehr, daß ihn bereits der Tod antrete. Er legte die Hände zusammen und bat die ihn Umstehenden den Vorhang des Zeltes zurückzuziehen, weil er sterbend noch ein Mal das Licht der Sonne und den freundlich blauen Himmel sehen möchte.

Ergriffen beteten Sternau und der alte Tom, nachdem sie den Zeltvorhang gelüftet, mit dem Sterbenden, dessen Worte immer bebender und leiser tönten und endlich ganz verstummten.

„Gott sei mir gnädig!" das war das Letzte, was Louis mit erlöschender Stimme sprach, dann breitete sich die tiefe Schweigsamkeit einer Leiche über ihn aus; bewegungslos lag er da — sein Herz hatte zu schlagen anfgehört.

„Ja Gott möge ihm gnädig sein," wiederholte der alte Jäger mächtig bewegt, und seine Augen, gesenkt zu der Leiche des einst so Gold- und Ehrsüchtigen, trübten ein paar Thränen.

Da nun der Tod das Seine gethan, und einen lebensmüden kranken Körper von allen irdischen Leiden und Schmerzen befreit hatte, so wollten auch Sternau und Tom ihre Pflicht in so ferne erfüllen, daß der Leichnam nicht als Fraß für wilde Thiere außerhalb des Lagers hingeworfen werde, sondern eine Ruhestätte in der Erde finde. Sie nahmen daher eine Haue und einen Spaten zur Hand und machten dem ein Grab zurecht, dessen Seele bereits vor Gott stand.

Nach Erweisung dieses letzten Liebesdienstes kehrten die Männer in das Zelt zu der alten Frau zurück, die ohne Eigennutz den jetzt Beerdigten gepflegt hatte, und nachdem sie die Matte hinweggenommen, auf welcher Louis verschieden war, fanden sie kaum einen Schuh tief in der Erde das entwendete Gold.

Tom wies mit Abscheu einen Theil davon, den ihm Sternau bot, zurück; die greise Krankenwärterin aber dankte, ihrer Hilflosigkeit gedenkend, dem Sternau für das, was er als Lohn ihrer Mühe in ihre Hände niederlegte, feierlich gelobend, keinem der Ansiedler eine Silbe von dem zu sagen, was unter dem Zelte vorgegangen, weil sonst sicherlich Meuchelmord und Beraubung die Beiden bedroht hätte.

Eine Stunde später hatten Tom White und Sternau das Lager golddürstiger Abenteurer und den Schätze bergenden Fluß im Rücken.

VIII.

Stillleben.

Wenn auch einer gewissen Klasse von Menschen das positive Christenthum, als das Wort vom einzigen Heile, nicht mehr so recht gefallen will, so bleibt dennoch die christliche Lehre von der Nächstenliebe, die den Heiden größtentheils fremd war, überall anerkannt.

Trotz dessen wiederholt sich in unsern aufgeklärtseinwollenden Zeiten die Klage über Frost mitten in klarem Sonnenscheine immer häufiger; es stehen die Herzen nämlich gegen die geistige Sonne all' zu schräge und werden nicht erwärmt, weil der Egoismus mit seinem winterlichen Eise allzu vorherrschend ist.

Was hilft es nun, wenn dieses Eis in den schönsten Redeblumen und in den künstlichsten Floskeln anschießt; dem Mangel an Liebe und Leben können all' jene auserlesenen Worte nicht abhelfen.

Mehr als je wird gerade in unserer Zeit von der Nächstenliebe geredet, und dennoch findet der Unglückliche bei der Frage: „Wer ist mein Nächster?" eine ungenügende, wenig Hoffnung erweckende Antwort; trotz all' der Vielrednerei von unberufenen Verbesserungssüchtlern und trotz der Mahnung zur Einigkeit vermehrte sich doch stets der Haß zwischen Nationen und Familien, einen erhöhten Grad von Unduldsamkeit, Verfol-

gung, Verläumdung und von hartherziger Selbstsucht schaffend.

Es blieben daher trotz der Bestrebungen von Leuten, die sich für höchst aufgeklärt halten, immer die alten Fragen: Wer ist mein Nächster? Wessen Nächster bin ich? Wo ist das Maß der Liebe, die ich ihm widmen soll, und wo das Urbild dieser Liebe selbst?

In dem Christenthum allein finden solche Fragen die trostgebendste Beantwortung, und mit Sicherheit kann angenommen werden, daß jene, welche vergebens nach einer Antwort auf die vorgenannten Fragen suchen, bereits außerhalb jener Grenzmarken stehen, welche das Christenthum um die Gläubigen zieht.

Glück und Unglück, das sind freilich jene schroffen Abstände, welche die Menschen ferne auseinander halten; nirgends findet sich aber ein rascherer Wechsel auf Erden, als gerade zwischen diesen so schroffen Gegensätzen.

Schon jener gefangene Fürst in der egyptischen Vorzeit, welchen ein stolzer, übermüthiger Sieger an seinen prunkenden Wagen spannte, heftete, zurückschauend, unverwandt seinen Blick auf die rollenden Räder und gab, als man ihn um die Ursache seines Thuns fragte, die Antwort: „Ich betrachte den Umschwung des Glückes.“

Es ist in Wahrheit der gesammte Lauf des Erdenlebens treffend mit dem Umschwunge eines Rades zu vergleichen, und der Jüngling, trotz der Fülle seiner Körperkraft, steht nicht so ferne vom Greise, als sein Gefühl ihn glauben macht, wie auch der Mensch, welcher der blühendsten Gesundheit sich erfreut, die Verwesung und

den Moder als seine nächsten Anverwandten begrüßen darf.

Der Grund, alle Menschen haben ihre Abkunft von einem gemeinsamen Stammvater, weßhalb auch unter ihnen kein wesenhafter Unterschied bestehe, ward zu der Anmaßung gemißbraucht auch jene Unterschiede nicht mehr gelten zu lassen, die in den Rechten der Vergangenheit, der Geburt, der Familien oder durch die Stellung und Rangordnung in der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft begründet sind.

Von jenen Leuten nun, die eine solche Ansicht haben, und nur die geistige Bildung preisen, indem sie sagen, sie allein sei das Wahrzeichen echter Menschen wird der als ihr Nächster erkannt, welcher hell denkt und auf gleicher Stufe der Bildung mit ihnen steht.

In solchen prunkenden Reden wiederholt sich der Irrthum jenes Schriftgelehrten und Pharisäers, der nur den Leuten seiner Kaste die Ehre erwies, sie seine Brüder zu nennen, während er nicht nur die Heiden allein, sondern auch jene Glaubensgenossen, die sich ihm als Sünder oder Unwissende darstellten, von seiner Gemeinschaft ausschloß.

Es ist wahrhaftig ein sehr charakteristisches Zeichen, daß jene Partei, welche in unsern Tagen stets das Wort: Gedanken- und Gewissensfreiheit im Munde führt, alle anders Denkenden mit giftigem Spott überhäuft und unversöhnlich, tödtlich haßt; der Christusglaube sei ein Grab für jede freie Beweglichkeit, sprechen solche Aufgeklärtseinwollende, die, recht besehen, nichts mehr sind, als Knechte der eigenen Leidenschaften und der Genußsucht, weßhalb sie auch nichts

vom Glauben und von den Vorschriften der Kirche wissen wollen.

„Giebt es eine Freude" deklamiren solche Leute, „welche dieser düstere Christusglaube nicht mit Schreckensbildern trübt? hat man nicht immer etwas zu beobachten, wodurch man belästigt wird? ja der Zwang geht so weit, daß der Mensch vom Anbeginne des Lebens, von kirchlichen Geboten umzäumt und gehindert, sogar das Recht verliert ruhig auf seinem Bette zu sterben, indem die Mahnungen zur Buße ihm die letzten Augenblicke verbittern. Soll jemals unbefangener Frohsinn und schäumender Lebensgenuß in Wahrheit aufkommen, so ist vor Allem die menschenfeindliche, Abtödtung des Fleisches fordernde Christuslehre zu beseitigen, damit das Leben in einem andern reineren und ungetrübteren Lichte aufgefaßt werden könne!"

An derartigen Deklamationen ist unsere Zeit überreich, und daß solchen Leuten, welchen die Christuslehre zu düster und unrein und der Glaube an einen personifizirten Gott zu dumm ist, kein Sterblicher etwas recht machen kann, der nicht in ihr Horn stößt, das versteht sich wohl von selbst. Soll jedoch die Gesinnung, die sich in solchen Deklamationen ausprägt, treffender bezeichnet werden, so mag es vergönnt sein an jenes nichts nütze Weib zu erinnern, von welcher die Alten erzählen.

Es hatte nämlich dieses Weib nebst andern Dingen, die nicht eben schön sind, auch die böse Gewohnheit an-

genommen, dem Weine übermäßig zuzusprechen und den gefüllten Becher jedesmal auf einen Zug zu leeren.

Der Mann dieses Weibes rügte gar oft das Unweibliche und Rohe dieses Thuns; die zur Ordnung Gemahnte wußte aber stets eine sehr triftige Beschönigung einzuschalten. „Du weißt, mein Lieber," sagte sie, „daß auf dem Grunde des Bechers eine wunderholde Engelsgestalt eingeschmolzen ist, und deßhalb, schau, leere ich den Becher stets auf einen Zug, um des schönen Engels ansichtig zu werden."

Da kam nun der Mann auf den Einfall den Engel herausnehmen und eine häßliche Teufelsfratze an dessen Stelle eingraben zu lassen. Sein Weib hielt es jedoch wie zuvor, indem sie jedesmal den Becher bis zur Neige leerte. Da fragte ihr unglücklicher Gatte, was sie denn auch jetzt noch bewegen könne, den frühern Gebrauch zu bewahren, indem ein so häßlicher Dämon eher geeignet wäre abzuschrecken.

Mit rühmlicher Gegenwart des Geistes antwortete nun da die Trunksüchtige: „Es wäre unklug, wenn man dem Teufel einen Tropfen übrig ließe."

Diesem Weibe kann eine gewisse in unsern Tagen herrschende Gesinnung verglichen werden, die sich ungescheut auf ähnliche Weise vor aller Welt ausspricht. Ist von Lust, von Vergnügungen und von den schäumenden Wellen des Genusses die Rede, so wird nicht lange nach einem passenden Ausdrucke gesucht; Alles ist dann himmlisch, gottvoll und jeder Moment der Freude wird als Seligkeit, als wahres Leben bezeichnet.

Macht nun aber irgend Jemand die Einwendung, all' diese Schwärmerei beruhe auf einer verderblichen

Täuschung, einen dämonischen Irrthum enthaltend, und das böse Prinzip erscheine am liebsten in der Gestalt des Lichts, so kann man als gewöhnliche Antwort hören, es sei endlich an der Zeit, solche veraltete Vorurtheile gänzlich auszurotten, damit sie weder die Lust des Lebens noch die Heiterkeit des Bewußtseins trüben.

An solche Schwätzer, deren Faseleien Sternau fast täglich in der Heimath hörte, dachte er auch jetzt, indem er seine nunmehrigen Lebensansichten mit jenen verglich, welchen er früher huldigte, als er so zu sagen noch dem Glücke im Schooße saß und keine andere Freude kannte, als die des Genusses und der Schwelgerei. Wie anders dachte er aber jetzt, und wie sehr verächtlich erschienen ihm alle rauschenden und betäubenden Vergnügungen, welche dem Herzen keine Beruhigung geben, und aus jedem Familienleben Glück und Zufriedenheit hinausdrängen; eine schmerzliche Sehnsucht nach dem Heimathlande ergriff ihn und er nahm sich vor, künftig nur dem Wohle seiner Familie und der Veredlung seines Gemüths- und Seelenzustandes zu leben.

Und dieses Amerika, dieser freie, glückliche Welttheil, wie düster erschien ihm dieser nun! Er sah ein, daß das Gesetz hier nur dem Namen nach bestehe, von einer kräftigen, das moralische und sociale Wohl der Gesellschaft hebenden Regierung aber keine Rede sei. Heftiger als die Revolution in Europa raste dort das Goldfieber; denn um ein amerikanischer Nabob zu werden, verläugnete Jeder der Eingewanderten alle menschenfreundlichen Gefühle, den Egoismus allein als jenen Gott erkennend, dem er verschwenderisch Opfer brachte; kurz unser Sternau war enttäuscht und ein anderer Mensch geworden.

Mit dem innigsten Vergnügen gewahrte dieß der alte Tom White, und da es noth that den durch Strapatzen, durch körperliche und psychische Leiden geschwächten Leib seines jungen Freundes wieder zu erkräftigen, so schlug er ihm vor ein Stillleben mit ihm zu führen, bis die Aequinoktialstürme vorübergebraust seien und sich eine günstigere Jahreszeit für die Heimkehr nach Europa einstelle.

Sternau nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, denn er sehnte sich nach Frieden und Ruhe und nach dem Umgange mit einem so erfahrenen, edeln und frommen Manne, wie Tom White es war.

Das Verhältniß zwischen diesen beiden Männern wurde nun täglich ein innigeres, und wenn Sternau beim Aufgange der Sonne oder beim Untergange derselben den alten Jäger nieder auf die Kniee sinken, seinen silberweißen Scheitel entblößen und den Blick und die gefalteten Hände zum Himmel erheben sah und beten hörte, so fühlte er ganz die Würdigkeit eines rechtlichen Christen und betete stets inbrünstig und aus ganzer Seele mit dem wackern Manne, den er wie seinen Vater ehrte und liebte.

Da stellte sich nun endlich jene Zeit ein, wo das tiefe, reine Blau des amerikanischen Himmels von dichten Regenwolken umzogen und der Strahl der Sonne matter wird, kaum nothdürftig erwärmend.

Um diese trübe Zeit, geschützt vor der Fluth der Landregen und vor der Heftigkeit der Stürme, hinzubringen, hatte Tom White eine Höhle ausersehen, die sich in einer einsamen, in tiefem Schweigen begraben liegenden Gegend in das Innere eines Felsens hineinwand.

Um einen Erdensohn hier zu beherbergen, hatte die Natur einen steinernen Schacht geöffnet, innerhalb welchem eine Quelle so kalt wie Gletschereis herabsprudelte, sich in der Tiefe verlierend.

Zu dieser Höhle führte der Jäger als treuer Mentor seinen Schutzbefohlenen, und da Beide im Fleiße wetteiferten, dieses Felsenasil sich wohnlich einzurichten, so sah es auch bald recht behaglich in demselben aus. Weiches, trockenes Moos in reicher Fülle diente Beiden als Lagerstätte und ein rohgezimmerter Tisch und solche Bänke luden zum Sitzen und zum Mittags- und Abendbrode ein. Ein Herd von Lehm faßte immer die nöthige Glut in sich, um kochen zu können, und da während dieser schlimmen Jahreszeit oft die Pfade unwegsam werden, so fällten Sternau und Tom mehrere trockene Stämme und schichteten sich einen ausreichenden Holzvorrath auf.

Als man so weit zu Stande war, verabschiedete sich Tom auf einige Tage von Sternau, um die nöthigsten Lebensmittel einzukaufen.

Tom kehrte früher zurück, als er es versprach, ein schwerbepacktes Maulthier und eine Ziege führend. Reis, Gerste, Mehl, Kartoffel, Zwieback, Essig, Salz und Gewürze wurde abgepackt, nebst Thee und einem Fäßchen Wein, von welchem nur zur Stärkung zeitweilig etwas genossen werden sollte; auch Pulver und Blei wurde nicht vergessen; die mitgebrachte Ziege war bestimmt den Milchbedarf zu liefern.

„Nun sind wir eingerichtet," lächelte Tom vergnügt, „und als letzte Arbeit haben wir nur noch den Eingang in unsere Behausung gegen einen etwaigen Ueberfall zu befestigen."

In den nächsten Tagen kam man auch damit zu Stande, und Feinde, die etwa die Habsucht hieher trieb, um durch Raub sich zu bereichern, konnten mit dem besten Erfolge und mit verderblicher Wirkung für sie abgewiesen werden.

Gemeinschaftlich wurde dann noch ein kleines Kellerchen gegraben, um Fleischvorrath mit Essig übergossen aufbewahren zu können. Als dieß geschehen war, hieß Tom seinen jungen Freund gut haushalten nnd begab sich auf die Jagd, von welcher er stets mit reicher Beute heimkehrte, die Fleisch in Menge und schöne weiche Felle abwarf.

Dieses Stillleben, durch keine widerliche Scene, wie solche täglich in volkreichen Städten und im Verkehre mit Menschen vorkommen, getrübt und verbittert, brachte eine ungemein wohlthätige Stimmung in dem Innern Sternau's hervor, und er fühlte, daß er täglich mehr Einsicht von jenen Zuständen bekomme, die allein befähigt sind, die Menschen so glücklich zu machen, als es eben auf der Welt möglich ist. Da ihm Tom, seinem Ersuchen zufolge, auch Tinte, Federn und Papier mitbrachte, so machte er sich häufig, wenn der alte Jäger die Wälder durchstreifte, an das Niederschreiben von Entwürfen und an das Prüfen jener Regierungsformen, welche dem Volke den mächtigsten Schutz zu gewähren im Stande seien. Das Gerede von einer socialen Republik, welches er täglich in der Heimath gehört, glaubte er da plötzlich wieder zu vernehmen, und obwohl er von seinen früher gehegten Umsturzplänen in dem Grade mehr abkam, als er an Gottvertrauen zunahm, so wollte er nun doch die Sache näher prüfen und mit Ruhe erwägen, ob die „Republik der Gleichheit" geeigen-

schaftet sei mindestens doch einige jener Wunden zu heilen, an welchen Europa wirklich oder vermeintlich blutet.

Das unreine Verlangen nach einer solchen Regierungsform, über welche Sternau, die Feder in der Hand, bald rechnend bald verschiedene aufgestellte Sätze vergleichend, nachdachte, schreibt sich nicht erst von der Zeit „der glorreichen Märzerhebung" her, denn schon seit der ersten französischen Revolution durchschleicht das von philosophischen Freigeistern und Nichtsglaubern in hohem Grade verdorbene Europa der Gedanke, an allem Uebel sei die Ungleichheit der Menschen an Stand, Würde und Besitz schuld, weßhalb vor Allem, wenn ein gleiches Glück für Alle angestrebt werden wolle, die Ungleichheit verschwinden müsse.

Da nun bei der Aufstellung solcher Prinzipien die Leidenschaften: Habsucht, galliger Neid, Stolz und Uebermuth in's Spiel kommen, so ist es für die Neuerer kein schweres Stück Arbeit, glühende Begeisterung und wilden Muth in den Herzen anzufachen.

Um nun Reichthum und Armuth in dem grassesten Contraste hinzustellen, machten sich die Führer der socialistischen Partei zuförderst gleich an die Monarchen, und berechneten was die Erhaltung eines solchen gekrönten Hauptes jährlich koste; dann redeten dieselben auch von den Einnahmen der Titularfürsten und überhaupt des Adels; sie schwadronirten dem Volke vor, daß all' das Volkseigenthum sei, was jene verzehren, und fabelten von dem Glücke, welches sich verwirklichen ließe, wenn solche, Millionen von Gulden betragende Ausgaben unterblieben. Bürger sollen Alle

sein, hieß es dann ferner, und alle Vorrechte wie auch Feudallasten müssen aufgehoben werden.

Damit wäre aber die Gleichmachung freilich noch nicht beendet, und um ein immer größeres Glück, nach dem Sinne der Gleichmacher dem Volke zu bereiten, müßte auch das Heer von Beamten und Soldaten fortgejagt werden, indem die Bürger vorgeblich weise und stark genug seien, um sich selbst zu regieren und zu vertheidigen.

Wen nun bis jetzt solche Prinzipien verblendeten, und Wem sie wirklich geeigenschaftet erschienen ein gleiches Glück für Alle zu gründen, der höre mir hier in Ruhe zu, und ich will ihm nach meinem besten Vermögen sagen, wohin die Gleichmacherei führen würde.

Nach Abschaffung der Fürsten und des Adels würden auch bald, wenn man sich überzeugte, das größtmöglichste Glück für das Volk sei noch immer nicht gegründet, jene Tage kommen, in welchen die Gleichmacher den Kaufleuten, Fabrikanten, Bauern, Kapitalisten, kurz den Besitzenden überhaupt nachrechneten, wie ungleich ihre Einnahmen sich zu denen der Unbemittelten verhalten, und wie die Reichen schmausen und prassen, während die Armen hungern; wie die Ersten fahren und den Leib pflegen, während die Letztern ihren abgehärmten Körper durch den Sonnenbrand und durch Staub, Koth und Schnee das Jahr hindurch hinschleppen müssen.

Was hätten unter solchen Umständen die Besitzenden zu erwarten? oder glauben etwa jene Besitzende, welche auch von der Gleichmacherei angesteckt sind, man würde nicht so mit ihnen verfahren? glauben sie etwa,

man wolle die erbliche Monarchie und den erblichen Adel nur deßhalb abschaffen, weil jeder vom Zufalle begünstigt, so etwas erben könne, an das Eigenthum von Privaten aber werde man sich nicht machen, so will ich es denn versuchen auch diesen etwelche enttäuschende Aufschlüsse zu geben.

Jenen, welche da meinen, man denke nicht daran alle Erbrechte ohne Unterschied aufzuheben, sage ich gleich von Vorne herein, daß sie gar keinen richtigen Begriff von den Bestrebungen der socialistischen Umsturzpartei haben. Man gebe acht: Wie nämlich der Eine seines geerbten Adels halber „Herr Graf" oder „Herr Baron" heißt, so nennt man den Andern seines Geldes oder seiner liegenden Gründe und Güter willen „Herr," weßhalb er ebenfalls in manchen Beziehungen sich eines Vorzuges zu erfreuen hat. Wenn nun alle Vorrechte prinzipiell fallen müssen, warum soll dann gerade Jener reich sein und bleiben dürfen, weil sein Vater reich war?

Bei Durchführung solcher Prinzipien würde man sich dann auch an die Beamten machen; das Volk würde sie wählen und nach Gefallen mindern, auch würden sie dann nicht mehr von dem Volke als „Herrn" sondern lediglich als „Diener des Volkes" angesehen und statt daß der Bürger den Hut vor einem Beamten zöge, müßte ein solcher vor dem Bürger gar demüthig das Haupt entblößen, um es ja mit demselben nicht zu verderben.

Wenn nun aber die Beamten nicht Staatsdiener bleiben, sondern lediglich Bediente des Volkes werden sollen, die man als willenlose Individuen beliebig anstellt und wieder davon jagt, so frage ich, was das

für Leute sein werden, die sich unter eine solche Willführherrschaft freiwillig stellen.

Die Beantwortung wird nicht schwer fallen, und ohne zu viel zu sagen nehme ich an, es würden sich nur Leute dazu hergeben, welche, ohne tieferes Gefühl von Ehre, zufrieden wären, so lange eine Gage zu beziehen, so lange sich das eben machte, denkend, es sei besser wenigstens während einiger Zeit etwas zu haben, als immer von dem Gefühle leerer Taschen beunruhigt werden.

Ferner sollen auch im Sinne eines zu gründenden gleichen Glückes für Alle die Soldaten abgeschafft werden und das Volk selbst die Waffen in die Hand nehmen. Ich frage nun da wieder, ob die Selbstbewaffnung und die nothwendige Kriegsübung den Bürger und Bauern in Anbetracht der Zeit nicht mehr kosten würde, als er zu leisten im Stande wäre, ohne seinem Geschäfte und seiner Familie zu schaden? Wer darüber eine klare Einsicht bekommen will, der braucht nur nachzurechnen, was der letzte Bürgerkrieg die Schweiz kostete.

Trotz all' diesen auf Vernunft und Praxis beruhenden Gründen bleibt dennoch die Gleichmacherei das Endziel der revolutionären Propaganda, und ließe man die Herrn im Sinne der von ihnen so sehr angepriesenen Humanität ohne Hinderniß gewähren, so machten sie zweifelsohne den Versuch, Besitz und Genuß, nach Hinwegräumung aller Standesunterschiede, gleichheitlich zu vertheilen.

Und wäre das nicht recht und billig? höre ich da manchen Verblendeten fragen; ohne ihm aber die Antwort lange schuldig zu bleiben, sage ich ihm gleich

frischweg in's Gesicht hinein, es wäre dieß, abgesehen von der Verletzung des Rechtes und der Moral, der graßeste Unsinn von der Welt.

Wie würde wohl, frage ich, unsere schöne Erde aussehen, wenn es keine Berge und keine Thäler gäbe, und wenn das Ganze nichts als eine unabsehbare gleiche Fläche wäre, von einheitlicher Farbe? wer möchte wohl in dieser ton- und farbelosen Wüste leben?

Da wird nun Mancher sagen, diese Frage sei eine Uebertreibung und mit den Menschen verhalte es sich ganz anders, wie nicht geleugnet werden könne, daß Wohlstand und Glück für Alle nur dann möglich wäre, wenn man die Menschen gleich stellte an Stand und Besitz.

Hier ist nun ein Rechnungsexempel nöthig, und wir wollen annehmen, ganz Deutschland besitze ein Vermögen von zwölf hundert fünfzig Millionen, welches ungeheure Kapital im Sinne der Gleichmacher unter fünfzig Millionen Menschen getheilt werden müßte; was bekäme nun Jeder? Antwort: fünfundzwanzig Gulden!!!

Daß es mit einer solchen Gleichmacherei nicht weit her ist, das wird nach Prüfung und Würdigung dieses Rechnungsexempels wohl unschwer eingesehen werden, denn jeder in Lumpen gehüllte, lahme Bettler erbettelt sich jährlich mehr, als dieses Stammkapital beträgt; überdies ist noch zu bedenken, daß, wenn das Geld gleichheitlich vertheilt ist, und Gleichheit bleiben soll, der Werth des Geldes gänzlich von der Welt verschwinden würde.

So verhält es sich nun gerade auch mit der gleichheitlichen Vertheilung des Grundbesitzes. Bayern

hat nun z. B. 1,300 Quadratmeilen, die ungefähr 18 Millionen Morgen Landes geben.

Von diesen 18 Millionen Morgen Landes kann angenommen werden, daß etwa der vierte Theil fruchtbares Land sei, und so kömmt denn bei der Theilung auf den Kopf — ein Morgen Landes.

Wenn nun z. B. die Gleichmacherei bei uns durchginge, so erhielte jeder Bayer 25 Gulden und einen Morgen Feld. Da das Geld, um die hergestellte Gleichheit nicht zu alteriren, nicht mehr weggegeben werden dürfte, oder überhaupt außer Werth käme, so müßte er sein Feld selbst bebauen und dann könnte er sich im Schweiße seines Angesichtes des so gepriesenen gleichheitlichen Wohlstandes erfreuen.

Wer wäre wohl mit dem herrlichen Ende der angestrebten republikanisch-socialistischen Gleichmacherei zufrieden? — wem behagte dieses Himmelreich des neuen Evangeliums, von so vielen erleuchteten, langbehaarten und bebarteten Aufklärern verkündet.

In dieser Weise mochte auch Sternau während seines Stilllebens in der Behausung des Felsens gerechnet haben, denn plötzlich warf er Papier und Feder bei Seite, rufend: „Unsinn über Unsinn!"

Sternau begriff gar nicht, wie er früher so verblendet sein, sich an solchen Prinzipien ergötzen und für dieselben interessiren konnte. Es geschah dieß lediglich, weil der gute Mann eben in Saus und Braus so in den Tag hineinlebte, Alles für baare Münze nahm, was ihm von den Neuerern über Menschenrechte und gleichen Antheil an Allem vorgefaselt wurde, und weil er über-

haupt, aller Lebenspraxis entfremdet, sich in dem Fabellande der Theorien herumtrieb, ohne je zu rechnen.

Wenn das Volk Verbesserungen im Staatshaushalte beantragt, oder sich nach einer gänzlichen Umgestaltung alles Bestehenden sehnt, so ist es denn doch, wie ich denke, nöthig, daß dasselbe die bestehenden Regierungsformen genügend kenne und auch die Folgen berechnet habe, welche aus einer gänzlichen Umgestaltung und aus der Realisirung angestrebter Wünsche hervorgehen.

Einseitige Staatskünstler suchten den Grund der revolutionären Bewegungen in einer allzu weit vorgeschrittenen Volksbildung; da bin ich nun aber gerade der entgegengesetzten Meinung, denn wären nützliche Kenntniße mit richtigen Ansichten verbreitet gewesen, und hätte das Volk leidenschaftslos prüfen und denken können, so würden jene Ereigniße, welche in dem ewig denkwürdigen Jahre 1848 halb Europa erschütterten, nur wohlthätige Folgen geäußert haben. Jene Leute, welche nur ein ungezügelter Ehrgeitz, Habsucht oder Uebermaaß von Galle an die Spitze stellte, hätten dann wahrlich kein so leichtes Spiel mit dem Volke gehabt; erkannt haben würde dasselbe seine wirklichen Freunde, und statt an Schwindeleien und an Luftschlössern sich zu ergötzen, würde es nach wirklichen Gütern gestrebt und dieselben festgehalten haben. Mit entschiedenem auf Religion und Moral gestützten Willen läßt sich viel erreichen, selten aber viel oder gar Alles auf ein Mal, denn es ist ein Bedingniß, daß jeder Ernte eine mit sicherer Hand ausgestreute Saat vorausgehen müße, welche nur in allmähliger Entwicklung zu segenbringender Reife gelangt.

Aus dem hier Gesagten mag als Dringlichkeit hervorgehen, daß dem Unterrichte unserer reiferen Jugend, welche in einigen Jahren schon wieder den kräftigen Kern des deutschen Volkes bildet, die höchste Aufmerksamkeit geschenkt werde, und gleichzeitig wäre es gut, wenn man derselben eine vernünftige Literatur ohne faden Witz oder unchristlichen Spott in die Hand gäbe, denn wie ich denke thut es noth dem Staate wackere Männer von einfacher, ehrlicher, deutscher Sitte zu erziehen, nicht aber spitzfindige Ironiker. Jene Blätter, welche im Schimpfen und in Verspritzung von Gift und Galle sich bisher gefielen, luden meiner Ansicht nach, mögen sie einer Parthei angehören welcher sie wollen, eine große Schuld und Verantwortung auf sich, und wenn sie das Unmoralische und Unartige ihres Thuns nicht begreifen, so bin ich so frei ihnen zu sagen, daß sie mir vorkommen, wie polternde Zechstubenlärmer. Das Recht oder Unrecht wird gewiß nie durch Schimpfen an's Tageslicht gefördert; beiderseitig immer mehr beschmutzt werden aber gewiß jene, welche das nicht einsehen und sich darnach nicht richten wollen.

Recht gut wäre es, wenn solche Leute, wie unser Sternau einmal zu einem abgesonderten Stillleben veranlaßt würden, denn bei ruhigem Herz- und Pulsschlag und bei der stillen Einkehr in sich selbst müßten sie dann doch wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß sie bis jetzt ihrer eigenen Parthei mehr schadeten als nützten, und, fortwährend von Recht und Humanität faselnd, den Boden dieser beiden Begriffe gänzlich verließen; sie schämten sich sicherlich und würden gewiß fürder der gebildeten Welt kein Aergerniß und der Jugend kein böses Beispiel mehr geben.

IX.

Eine verhängnißvolle Nacht.

Wenn ein Funke in's Stroh fällt, so zündet er, aber er schlägt nicht gleich in heller Flamme auf, sondern glutet erst noch einige Zeit, dann aber bricht mit einem Male die Flamme aus, leckt gierig am Gebälke und legt das Gebäude in Asche.

Gerade so verhält es sich auch im Gemüthe des Menschen, in welches oft plötzlich ein Gedanke hineingeworfen wird, der dann sogleich andere weckt, Entschlüße erzeugt, welche, wenn sie eine Weile in dem Herzen sich bewegten, fest werden und nicht mehr wanken, bis sie endlich zur Ausführung komme.

Auf gleiche Weise verhielt es sich mit Sternau; der Funke der Erkenntniß, der in sein Herz gefallen, und bis jetzt dort geglutet hatte, loderte nun auf als Brand und legte rasch die Reste aller jener Luftschlösser, die sich der Abenteurer vor Kurzem noch gebaut, in Schutt und Asche; außer dem Gedanken heimzukehren, wurde in ihm auch der Drang rege ein anderer Mensch zu werden und den Seinen zu beweisen er sei nur verführt gewesen nicht aber rettungslos verdorben.

Daß das Stillleben und die besonnene, ruhige und fromme Sprache des alten Tom White viel zu dieser so günstigen Umwandlung beitrug, das kann so wenig geläugnet werden, als jeder gefühlvolle Leser zugeben wird,

daß die beiden Männer nicht ohne Wehmuth an die Trennung dachten, die sich nun bald einstellen sollte.

Die Regenzeit und die tosenden Stürme waren vorübergezogen; blau und von der Glut der Sonne durchwoben, wölbte sich der Himmel wieder über Erde und Meer und die ganze Natur trug das strahlende und duftumflossene Gewand des Lenzes.

Da sah man denn eines Tages Sternau zur Abreise gerüstet und den alten Jäger bereit seinem jungen Freunde das Geleit zu geben. Schweigend und eine Art feierliche Wehmuth in den Zügen knieten sie vor dem Felsen nieder, der ihnen während der stürmischen Zeit gastfreundlich sein Inneres geöffnet und Schutz und Obdach gewährt hatte. Sie beteten lange und erhoben sich endlich durch das Vertrauen auf Gott gestärkt wieder. In stiller Trauer schritten sie dann neben einander hin und alsbald war die Felsenhöhle, die künftig dem alten Jäger zum Aufenthalte dienen sollte, hinter ihnen verschwunden, wie auch die ganze Gegend, die sich um dieselbe ausbreitete.

Gegen Mittag betraten die beiden Wanderer jenen schwarzen beweglichen Boden, den man Baumwollenboden nennt, und der für den beständigen Herd giftiger Dünste gilt.

Je ungesunder nun dieser Landstrich für den Menschen ist, desto ergiebiger wuchert das Pflanzenleben auf demselben, weßhalb auch die Waldungen einen ungewöhnlichen Reichthum an Wild und Wildgeflügel in sich bergen.

Ermüdet wünschten Beide hier kurze Ruhe zu halten, und es streckte sich daher Jeder in das kurze krause Gras nieder. Sternau überließ sich jenen anmuthigen

wachen Träumen, dessen Reize nur eigentlich der so recht kennt, welcher an einem schönen Abende, unter einem Baume ausgestreckt, zu einem amerikanischen Himmel aufschaute.

Sicherlich wäre Sternau nach etwa einer halben Stunde eingeschlummert, wenn nicht der kreischende Schrei eines Pfauen seine Aufmerksamkeit erregt hätte; er erhob den Kopf und da sich der Schrei wiederholte, und er den Vogel jetzt selbst erblickte, wie dieser scheu über die Ebene dem nächsten Wäldchen zuflatterte, so sprang er auf, unwillkührlich nach seiner Flinte greifend.

Der alte Tom las nur allzu deutlich aus dem lebhaften Mienenspiel seines Freundes, daß dieser gerne den stolzen schönen Vogel erlegen möchte, und um durch eine wohlthätige Zerstreuung Sternau's Trübsinn zu verscheuchen, schlug er ihm vor Jagd auf den Pfauen zu machen.

Die Gewehre von der Schulter nehmend, schritten die Beiden nun langsam über die Ebene hin um dem Pfauen Zeit zu lassen, sich irgendwo im Gebüsche aufzusetzen; zugleich erinnerte der alte Tom seinen vor Waidmannslust erglühenden Freund, daß die höchste Vorsicht nöthig sei, weil, wo Pfauen nisten, gewöhnlich auch Tiger in der Nähe seien.

In dem gegenüber liegenden Gehölze angekommen, stießen die Beiden alsbald auf den Pfauen, der sich aus einem Busche erhob und von Sternau im Eifer gefehlt, davon flatterte. Ohne auf Tom's Stimme zu hören, stürzte Sternau in der Richtung, die der Pfau genommen, davon.

Die Wange mit glühendem Roth gefärbt, hielt er endlich, da er den prächtigen Vogel nicht mehr finden

konnte, an; er stand in einer kleinen Schlucht, welche ein murmelndes Bächlein bewässerte. Da fiel ihm denn ein, daß Panther und Leoparden am liebsten solche Schluchten aufsuchen, wo Wasser und Schatten ein kühles, bequemes Lager gewähren; kalte Schauer überrieselten ihn, und von leisem Schreck durchbebt, wendete er sich um, um zu Tom White, den er ganz aus dem Gesichte verloren, zurückzukehren. Den Blick zu dem weichen Sande des Ufers gesenkt, erkannte er da plötzlich die Fährte eines Tigers, und da seine Flinte nur mit grobem Schrot geladen war, so that er klug das Zusammentreffen mit einem so kräftigen, gewandten und blutdürstigen Gegner zu vermeiden. Eiligen Laufes kehrte er daher zurück, plötzlich aber wich eine mit Laub und Gezweig überdeckte Stelle unter seinen Füßen, und er stürzte in eine etwa sechzehn Fuß tiefe Fallgrube hinab. Es geschah dieß Alles so plötzlich, daß dem Hinabgestürzten die Sinne schwanden. Als er nach einigen Minuten sich wieder erholte, und sich in dem kaum sechs Fuß im Durchmesser haltenden Grabe umschaute, erkannte er, daß er sich in einer Fallgrube befinde, welche die Eingebornen den reißenden Thieren bereiten, wo sie dieselben entweder verhungern lassen, oder, hinzugekommen, tödten. Weder kletternd noch springend war es Sternau möglich aus dem dunkeln Schlunde wieder herauf auf die grüne Erde zu gelangen, und da alle seine Anstrengungen, sich zu befreien, fruchtlos blieben, so sank er endlich, von Todesangst überkommen, auf die Kniee und flehte um Rettung in dieser schweren grauenvollen Stunde.

Die Sonne goß ihre letzte Glut über die majestätischen Kronen der Bäume und vergoldete sie, so daß dieselben einen matten Reflex in die Grabesnacht hinun-

tersandten, wo Sternau auf den Knieen lag. Bald darauf erreichten die Schatten eine riesige Länge, und tiefe Nacht verdrängte allmählig die Dämmerung im Walde.

Was wird mein Schicksal sein — dachte sich Sternau; welch' schreckliches Ende stand ihm bevor, wenn der Tieger, in die Nähe der Grube kommend, die wahrscheinlich bestimmt war ihn zu fangen, Beute witterte, oder was konnte er erwarten, wenn ein den Weißen feindlicher Stamm ihn hier unten entdeckte?

Schauer überkamen den lebendig Begrabenen bei solchen Gedanken. Er rief aus Leibeskräften, da aber der Schall der Stimme wohl hinauf, nicht aber hinaus in die Gegend hallte, so griff er nach seinem Gewehr, und feuerte rasch hinter einander zwei Schüße ab. Wieder lud er die Flinte und wieder feuerte er sie ab und machte so fort; entweder wollte er Tom White auf diese Weise zu seiner Rettung herbeirufen, oder Feinde, die ihn vernichteten, denn dieser schreckliche Zustand war mehr wie der Tod selbst.

Etwa zwei Stunden mochten so entschwunden sein, als Sternau plötzlich, Gott dankend, laut aufjubelte, indem er in einiger Entfernung einen Schuß vernahm, der offenbar Antwort auf die Nothsignale des Geängstigten gab. Ohne sich lange zu besinnen ließ er da rasch seine Flinte knallen und — o welche Freude — die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Eine viertel Stunde später wurde der Kopf Tom Whites, vom Monde beleuchtet, am Rande der Grube sichtbar, und die Frage: „Haben Sie Schaden genommen?" beantwortete Sternau mit einem jubelnden Freudenschrei.

„Gott sei Dank" entgegnete da der alte Jäger und schickte sich alsogleich an, ein schlankes Bäumchen mit

dem Waidmesser umzuhauen. Als dieß geschehen war, ließ er es senkrecht in die Grube hinab, und behende wie eine Eichkatze kletterte Sternau zur freien, frischen Luft und zum Mondlichte empor.

Nun folgte eine herzliche Umarmung, dann ein väterlicher Verweis, den der alte, im Strome des Lebens bereits abgekühlte Jäger dem jungen noch allzu feurigen Manne ertheilte.

Waren auch Beide ermüdet, so rieth Tom White doch, man möge sich aus dieser Gegend wegmachen, wo in Folge des heftigen Schießens mancher Feind aufmerksam gemacht worden sein konnte, der vielleicht jetzt schon, mit Pfeil und Bogen bewehrt, die übermüthigen Gegner suchte, die es wagten die nächtliche Feierstille der heimathlichen Wälder zu stören.

Sternau würdigte den Rath des alten erfahrenen Mannes und schritt an seiner Seite eilig und schweigsam durch die Büsche an Moorgründen vorüber, und beugte endlich in eine Parthie zerbröckelt umherliegender Felsenklötze ein.

Während Sternau so über die an mehreren Orten zerklüftete Erde hinschritt, sammelten sich alle Gefühle, Wahrnehmungen und Eindrücke einer hindustanischen Nacht in und um ihn, und Tom mußte sich selbst gestehen, daß er eine schönere klarere Nacht nie gesehen.

Die Luft hatte eine angenehme, erfrischende Kühle; die Kinder der Dunkelheit, die Insekten aber, welche in zahlloser Menge durch die Athmosphäre schwärmten, belästigten den im Schauen trunkenen Menschen.

Die häßliche grüne Wanze hing sich in die Haare der nächtlichen Wanderer und während Moskitos blut-

gierig ihnen um die Ohren summten, hielten große, weiß geflügelte Milben einen Rundtanz um ihre Köpfe.

Heimchen und Heuschrecken zirpten, Frösche quackten in den Teichen und aus dem Geklüfte ließ die Eule von Zeit zu Zeit ihren unheimlichen Ruf ertönen.

Als die beiden Wanderer nun ein kleines helles Bächlein durchschritten, flogen große, weiße Reiher, die den Reißfeldern so gefährlichen Gäste, aus dem fetten Gras und Schilfe des Uferrandes träge und schwerfällig auf; mit sausendem Flügelschlage strich die Rohrdommel vorüber, während sich unten zwischen Kies und Schlamm der Ochsenfrosch bewegte. Tausende von Leuchtkäfern durchschwirrten wie sprühende Funken das Waldesdunkel, und wenn sie sich niederließen, so leuchtete jeder Busch wie eine Fäenlampe und jedes Baumblatt funkelte dann in seltenem Diamanten- und Smaragden-Glanze.

In stummer Bewunderung blieb da Sternau stehen und betrachtete sich dieses phantastische Schauspiel.

„Es ist doch Zeit" sprach da Tom „daß wir uns endlich um ein Plätzchen umsehen, wo wir ungestört während einiger Stunden Ruhe halten können." Sternau nickte mechanisch mit dem Kopfe, denn er lebte und athmete nur für die Schönheit dieser göttlichen Nacht. An der Seite seines alten Freundes stieg er zu einem sandigen Hohlwege hinab, und setzte sich unferne einer Quelle, die murmelnd und plätschernd einem moosumrankten Felsen entquoll, nieder. Tom folgte seinem Beispiele und die liebliche Kühle der Nachtluft, das Rauschen und Rieseln des Wassers, der Duft der goldenen Blüthenkelche einiger Babous (Gummi-Arabikum-Bäume) in Verbindung mit einem sehr empfindlichen Gefühl der Ermüdung,

das alle Kräfte des Geistes und des Körpers abspannte, luden die Beiden zu einer längern Rast ein.

Das hermetische Siegel des Schlafes hielt auch alsbald die Sinne der Ermüdeten gefangen. Beide athmeten tief und schliefen recht erquicklich und gesund; gräßlich aber war nach einigen Stunden ihr Erwachen.

Sternau hatte, noch ehe er völlig erwachte, eine seltsame Ahnung von naher Gefahr, die ihn gleichsam an den Boden fesselte und vor jeder Bewegung warnte. Es war ihm als kröche ein Schatten über ihn hin, unter welchem es am gerathensten sei lautlos und ohne irgend eine Bewegung liegen zu bleiben. Er fühlte sich von der Ferse an bis herauf zum Leibe von den schweren Ringen einer lebendigen Kette gleichsam umsponnen und umwickelt; ein Schlaftrunk schien ihn der freien Bewegung aller Muskeln und Sehnen beraubt zu haben. Geraume Zeit lag er so gleichsam wie von einem Zauber gebannt; als er nun aber völlig wach wurde und den vollen Besitz seiner Besinnung wieder erlangte, gewahrte er, daß eine große Schlange seine Beine bis zu den Schenkeln herauf umschlungen habe. Ob dieser Wahrnehmung verspürte er eine Kälte bis in das Innere seines Markes und seiner Adern; er zitterte an allen Gliedern, bis endlich die Furcht, seine bebenden Kniee möchten die Schlange aus ihrem Schlafe aufschrecken, ihm so viel Selbstbeherrschung gab, daß er regungslos und wie gelähmt daliegen konnte.

Die Schlange schlief offenbar, denn sie lag ganz ohne alle Regung da. Auch Tom White schlief fest und tief, nicht ahnend, daß sein junger Freund dicht neben ihm von dem giftigen, todtbringenden Bisse einer **Cobra di capello** bedroht sei.

Wie lange diese Qual dauerte, das vermochte Sternau nicht zu unterscheiden, denn die Zeit ist ja bekanntlich dem Bangenden der Ring der Ewigkeit.

Allmählig klärte sich der Himmel auf, den dichte Wolken strichweise überzogen hatten, und der Mond und die Sterne funkelten silbern zu dem Geängstigten nieder. Er sah sie alle die lieben Sterne, wie er so dalag auf dem Rücken ohne eine Bewegung zu wagen, aus Furcht, das giftige Thier zu wecken, mit welchem ein höhnendes Verhängniß seine Füße gebunden hatte.

Da überkam den armen Sternau plötzlich ganz unerwartet ein neuer Schrecken, denn Tom dehnte sich und redete im Schlafe. Das, was er sprach, war unverständliches Zeug, es hatte aber doch die Wirkung, daß die Schlange erwachte und sich zu regen begann. Sternau fühlte, wie sich das glatte Thier losringelte, und während sie gegen seine Brust heraufkroch, überkam ihn eine unerträgliche an Wahnsinn grenzende Angst, die ihn fast zu der Thorheit verleitete aufzuspringen und so gleichsam selbst in sein Verderben zu rennen.

Um sich den Einwirkungen eines übermannenden Schreckens zu entziehen, schloß Sternau die Augen und vernahm nun ein unheimliches Zischen, welches die Schlange von Zeit zu Zeit hören ließ, dann fühlte er sich aber plötzlich — o welche Freude! — von der zwängenden Umschlingung befreit. Nun wagte er wieder die Augen zu öffnen und seitwärts schielend, sah er, wie die Cobra di capello langsam und augenfällig träge über den alten Tom White hinkroch, der nun wieder regungslos und in tiefem Schlafe lag. Da vernahm er plötzlich ein leises Knurren, in Folge dessen die Schlange zischend einige Klafterlängen von Tom hin-

wegfuhr, verfolgt von ihrem Todfeinde, einem geschmeidigen Ichneumon.

Der Mond und die Sterne verbreiteten in diesem Augenblicke beinahe Tageshelle und Sternau rüttelte seinen schlafenden Freund wach, damit dieser Zeuge des höchst interessanten und nun folgenden Zweikampfes werde. Mit einigen Worten setzte er ihn auch von der Gefahr in Kenntniß, welche sie Beide während des Schlafes bestanden.

Tom, obwohl abgehärtet und mit jeglicher Gefahr vertraut, schauderte und dankte Gott, der eine so schmerzliche Todesart gnädig von ihm und dem Freunde abgewendet hatte; dann aber schaute er, von Neugierde erfaßt, hinaus in die Ebene, wo in unweiter Entfernung die beiden unversöhnlichen Todtfeinde sich einander gegenüber gestellt hatten.

Der Ichneumon erwiderte mit seinen kühnen, feurigen Augen ruhig den giftigen Zauber des lauernden Schlangenblickes, dann fielen sich plötzlich Beide zugleich mit der heftigsten Erbitterung an. Es währte nicht lange, so eilte der Ichneumon, von der Schärfe des Schlangenzahnes verletzt, davon um, wie Tom White vermuthete, jene, Menschen noch unbekannte, Pflanze zu suchen, wodurch dem gefährlichsten Schlangengifte die verderbliche Wirkung genommen wird.

Die **Cobra di capello** wand sich krampfhaft am Boden; sie schien verwundet, und Sternau wollte ihr eben durch einen Schuß den Garaus machen, als der Ichneumon plötzlich wieder frisch und munter erschien, von Neuem den Angriff eröffnend.

Da erhob sich die Schlange pfeilgerade und züngelte

zischend nach dem muthigen Thierchen herab, das mit unbeschreiblicher Gewandtheit sie umkreiste.

Diese Scene dauerte mehrere Minuten, dann sank aber plötzlich die Schlange mit der Steifheit einer Leiche matt zischend zu Boden; noch ein paar krampfhafte Krümmungen und der Tod hatte ihrem verderblichen Wirken ein Ziel gesetzt. Mit tollen Sprüngen hüpfte der siegreiche Ichneumon auf der getödteten Feindin herum, spinnend und knurrend wie eine Katze, bis er ihr endlich den Kopf zerbiß.

Sternau war ungemein aufgeregt, und die Abenteuer dieser verhängnißvollen Nacht steigerten den Wunsch in seinem Innern, sobald als möglich aus einem Lande fortzukommen, wo so viele Gefahren, von Menschen und Thieren ausgehend, den harmlosen Einwanderer bedrohen.

X.

Der Schiffbruch.

Vierzehn Tage nach jener verhängnißvollen Nacht, von welcher das vorhergehende Kapitel erzählte, kniete Sternau am Ufer des Meeres und der alte, fromme Tom White legte, wie ein guter Vater, segnend seine Hände auf den Scheitel des vor innerer Rührung schluchzenden Freundes.

Draußen auf den spiegelglatten Wassern der See lag ein Schiff, das nach Europa segelte, vor Anker, und unten an der Küste schaukelten sich ein paar Kähne, mit Menschen gefüllt, deren excentrische Hoffnungen in der neuen Welt ein Grab gefunden, und welche die Sehnsucht wieder heim nach dem Vaterlande trieb, um, wenn auch nie mehr glücklich zu werden, doch wenigstens unter Befreundeten sterben zu können.

Diese Leute blickten finster und trübe vor sich nieder, ihre Angehörigen fest zu sich heranziehend und jener gedenkend, welche, epidemischen Fiebern erlegen, in Amerikas Erde ruhten. Fast Alle hatten Verluste erlitten und müde und entkräftet durch die ungewohnte Lebensweise und durch zahllose Strapatzen und Mühen sahen sie sämmtlich krank und leidend aus.

Jetzt wurde draußen auf dem Schiffe eine Kanone gelöst; es war das Signal, die Passagiere an Bord zu bringen, und von den Matrosen gerufen, erhob sich

Sternau. In stummem Schmerze sank er noch ein Mal an die Brust seines väterlichen greisen Freundes, küßte sein ehrwürdiges Antlitz und seine rauhen, derben Hände, die nie zu einem bösen Handel mit einschlugen, dann rief er: „Lebet wohl!" und stieg, sein Antlitz verhüllend, in einen der Kähne.

Kräftige Arme tauchten nun die Ruder in's Wasser und pfeilschnell glitten die Kähne dahin.

„Gott sei mit Ihnen!" rief Tom White dem Scheidenden nach, dann entblößte er sein Haupt, kniete nieder, faltete die Hände und betete zu dem Herrn der Erde und des Meeres, er möge dem Heimkehrenden eine sichere Fahrt verleihen und ihn gnädig schirmen in den Stunden der Gefahr.

Sternau, das thränenüberrieselte Antlitz dem Lande zugekehrt, betete aus dem Innersten seines Herzens gleich dem frommen Greise, der sich endlich erhob, den Hut zum Abschiede schwang und gebeugt landeinwärts ging.

Sternau, an Bord des Schiffes angelangt, konnte sich lange selbst nicht finden, denn immer waren seine Gedanken bei dem alten Tom, in welchem er zuerst im Leben einen uneigennützigen, edeln und wirklichen Freund getroffen hatte.

Die Fahrt ließ sich ungemein günstig an; frisch wehte die Luft und an der Pracht der See ergötzte sich jedes der trüben Gemüther.

Gleichwie in der Politik in den Tagen der Ruhe Alles einem **Dolce-far-niente** in den Armen liegt, ehe die Bewegungen und Volksbrandungen ihr Haupt erheben, so ist es auch auf dem Meere. Entsetzlich aber ist es, wenn Beide von Stürmen bedroht werden und wenn die Revolution daherrast gleich einer schäumenden

Springfluth, die Opfer an Opfer verlangt und sich nicht eher beruhigt, bis sie ausgegohren und ihrer Rache der versöhnende Tribut geworden.

All' die harmlosen Weltbürger-Gedanken lösen sich bei dem Anblicke des unermeßlichen Oceans in ein Nichts auf; nie geahnte Schauer dringen durch die Herzen der Menschen wenn die grünlichen Wellen am Ufer hinstürmen, immer auf Vernichtung bedacht, immer eine die andere verschlingend, während das Tosen der Brandung Schwingungen in der Luft hervorbringt und diese erschüttert. Dann erst, wenn es raset, erkennt man das Meer, und vor dem Gedanken seiner Untiefen, seiner Felsenriffe und Ungeheuer, seiner Corallen- und Perlen-Schachte und seiner versenkten Schätze, die sein gähnender Schlund seit Jahrtausenden fortwährend zu sich hinab zog, beugt sich der Muth des Menschen in schaudernder Bewunderung.

Demjenigen, welcher je in seinem Leben einen wirklichen Seesturm erlebte und mit ansah, wie die wahnwitzig gewordene Natur aus ihren Fugen trat, gleich einem Raubthier mit rasenden Sprüngen sich auf jede Beute stürzend, dem wird diese gräßlich erhabene Scene, in welcher allem Lebenden Zermalmung droht, bis zur Scheidestunde vor den Augen stehen.

Menschen, die von einer höhern Fügung in eine solche Schule der Prüfung geschickt werden, haben — was Erfahrung betrifft — Anspruch auf unsere Achtung, und Ehre jenem englischen Richter, der einst in einem Straffalle sagte: „Macht's gnädig mit dem alten wettergebräunten Matrosen, er hat viele große Seestürme glücklich überstanden, und da ihm bis hieher der Herr selbst gnädig

gewesen, so wollen wir Menschen es ihm auch sein."

Auch in eine solche Schule der Prüfung schleuderte das Schicksal jetzt den heimkehrenden Sternau; es änderte sich nämlich plötzlich der Wind, dichte Wolken überzogen den tiefblauen klaren Himmel und unter heftigen Windstößen strömte unaufhörlich der Regen herab. Die See ging hoch und trieb mit dem Fahrzeug ein satanisches Spiel. Das empörte Meer wühlte massigen Schaum, weiß wie Schnee auf; das Schiff glich einem Stückchen Kork bald gehoben, bald in den Abgrund versenkt, während der Sturm mit betäubendem Geheul durch das Tauwerk raste.

Wie ein Widder, der mit seinen Hörnern die Erde stoßen will, sprang das Schiff in der weiten unabsehbaren Wasserwüste auf und nieder, und kaum war das Vordertheil desselben in das Meer hinabgetaucht, als wolle es den ganzen Koloß mit sich in die heulende Tiefe nachziehen, so wurde der hintere Theil schon wieder von den Wellen emporgehoben.

Der Himmel wurde immer mehr von grauem dichtem Nebel umhüllt, hinter welchem die Sonne blutigroth unterging. Weheklagen und Angstrufe ließen sich überall vernehmen, und nur in den Gesichtern des Kapitain und des Steuermannes, die häufig zusammen sprachen, war noch Muth und Festigkeit sichtbar, während die übrige Mannschaft ihre Bestürzung nicht verbergen konnte.

Muth erwächst in der Regel aus der Bekanntschaft mit der Gefahr, und diese war nicht mehr ferne, wie man aus allen Vorboten entnehmen konnte. Der Wind wehte immer kühler und endlich frostig kalt; die Wellen

gingen berghoch und aus dem Tauwerk tönte ein wahres Weh- und Klagegeheul zum Verdeck nieder.

Nach dem Willen des Kapitains hatte man die Segel längst eingezogen, und das Schiff, jetzt ein Spielball der Wellen, glich einem entwurzelten Baume, dessen Gipfel sich in den zischenden Abgrund wühlte, während seine Wurzeln sich gen Himmel streckten, um im nächsten Momente ein Gleiches zu thun. In das ringsum grollende Meer mischten sich die Klagen und das Wehegeschrei von Männern, Weibern und Kindern, die sich unter dem Verdeck befanden; die Wellenschläge auf das Hintertheil des Schiffes hallten wie Kanonendonner und der Lärm umherpurzelnder Kisten und Fäßer, die sich unten im tiefsten Raume befanden, tönte unheimlich zu den todtgeängstigten Passagieren herauf.

Was der Kapitain bereits mit dem Steuermann besprochen, und was Beide gefürchtet, trat nun ein, indem auf den Schwingen des Sturmes ein schreckliches Gewitter, gleich einem fliegenden Drachen, heranzog, und ein Drama entfaltete, vor welchem alle menschliche Phantasie erlischt.

Zu dem Elemente des Wassers gesellte sich jetzt auch noch das Feuer des Himmels; tief und schwer herabgedrückt war das rabenschwarze Gewölke, ein Donnerschlag folgte dem andern und der von Blitzen zerrissene Horizont glühte jetzt in feuriger Lohe, als sei der Tage letzter gekommen.

Alle, die auf dem Schiffe mitten in dem Aufruhr der empörten Elemente athmeten, bekamen eine Ahnung vom jüngsten Gerichte, und mancher ergraute Matrose gestand sich, daß ein solches Unwetter seit Menschengedenken nicht erlebt worden sei; die Blitze rißen sich

förmlich vom Himmel los, als wollten sie die Planeten aus ihren Achsen winden, um sie gleich dem Sturme, der die Frucht vom Baume bricht, herabzureißen in den gähnenden Schlund des Meeres. Mehrmals zückten ganze Feuerklumpen in die weite Wasserhelle, so daß der Schaum emporflog, wie ein feuriger Mantel, den der Sturmwind in tausend Fetzen zerreißt und Meilen weit umherstreut. Menschenhände waren nun als ohnmächtig nicht mehr vonnöthen, und der Kapitain sprach in gläubigem Ernste: „Nun sind wir Alle verloren, wenn die Hand des Herrn nicht rettend eingreift!"

Jede Lippe stammelte ein Gebet und die ganze Mannschaft, arm und reich, jung und alt war eine Familie, die sich aneinander klammerte in der höchsten schrecklichen Noth.

Schwer hatte der Sturm das Tackelwerk beschädigt, da fiel plötzlich unter dem Brüllen des Donners ein zündender Wetterstrahl nieder, den großen Mast wie ein dünnes Rohr zersplitternd.

Um die sinnbetäubende Angst noch zu vermehren, wurde jetzt der unheimliche Ruf: „Feuer! Feuer!" laut; in gräßlicher Verwirrung lief Alles händeringend durcheinander, da geschah ein zweiter Schlag, das Schiff borst auseinander, und indem die Wellen wild jauchzend hereinbrachen, zerriß ein Schrei des Entsetzens die Luft.

Jetzt war Jeder nur auf seine Rettung bedacht, und deutlich leuchtete hervor, mit welcher Gewalt der Trieb der Selbsterhaltung über alle andern Gefühle herrsche. An jeden Strick, an jedes Holz, an jede Tonne klammerte sich eine Hand, der Bruder stieß den Bruder und der Freund den Freund hinab, um sein Leben zu retten. Krampfhaft umschlang Sternau in dem Augen-

blicke einen Balken, als eine schäumende Welle zwei Unglückliche von demselben hinwegspülte. Einen Moment darauf wurde dieser Balken mehrere Klafter tief in die Wassernacht hinabgestoßen, und Sternau, seiner Sinne beraubt, ließ einen Arm von dem Balken los; sobald die Fluth ihn aber wieder empor hob, und er die Augen öffnend die Gefahr bemerkte, in welcher er schwebte, so klammerte er sich wie ein Raubvogel an den Balken fest, seine Seele dem allbarmherzigen ewigen Gott empfehlend.

Als aufgegebener Mann, dem Verderben mitten im Rachen, trieb Sternau auf der weiten, unendlichen See bis der Tag anbrach. Da der Sturm bedeutend nachgelassen, so setzte sich der Schiffbrüchige auf den Balken, und ruderte mit den Beinen, und wenn er allzu ermüdet war, so legte er sich darauf, um während einiger Minuten von der übermenschlichen Anstrengung auszuruhen. Da trat die Brandung ein, und die Wellen tobten, mit erneuerter Wuth sich über den Aermsten der Armen ergießend, der mit lauter Stimme zu Gott betete. Der weite, dunkle Ocean galt ihm als Kirche, während der Sturm über seinem von Wasser triefenden Haupte den hehren Orgelklang vertrat.

„O Jesus Maria!" stöhnte er aus tiefer Brust, und ließ sein Auge umherstarren, Gott und die ganze Natur zu Hilfe rufend. Da erblickte er einen aus dem Meere emporragenden Felsen, und mit einer Hand und mit den beiden Füßen rudernd, steuerte er darauf los. Schon war er ganz nahe dabei, so verließ ihn seine Kraft, eine Woge aber, die sich des Jammermanns erbarmte, spülte ihn an den Felsen, ihn ziemlich unsanft auf dem kalten, harten Gesteine absetzend.

Kaum seines Daseins bewußt sank Sternau auf die Kniee; das Wasser rann in Strömen von seinen Kleidern nieder, und die Freude, wieder auf festem Grunde zu stehen, raubte ihm für den Augenblick fast die Sprache. „Dank! Dank Dir, allmächtiger Gott!" rief Sternau in die sturmbewegte Luft hinein; „o! welche Barmherzigkeit übtest Du an mir; von Hunderten bin ich der Einzige, dem Du das Leben erhalten. Hier, Du heiliger, dreieiniger Gott! hier auf diesem meerumbrandeten Felsen schwöre ich, mein Leben fortan nur Dir und dem Guten zu weihen!!"

Sternau's Vertrauen nach dieser seiner wunderbaren Rettung war schon so weit gediehen, daß er keinen Augenblick mehr zweifelte, jene gewaltige Hand, welche ihn bisher gehalten, verhindernd, daß sein Leib hinab zu den Korallenriffen und zu überschlammten Schätzen, Schiffstrümmern und Gebeinresten sinke, werde ihn auch fürder nicht verderben lassen.

Da der Felsen, auf welchem Sternau, nun getrennt von allen fühlenden Wesen, stand, mehrere Höhlungen hatte, welche bis zum Ueberfließen mit Regenwasser angefüllt waren, so konnte der brennende Durst, der den Schiffbrüchigen quälte, auch alsogleich gelöscht werden. Durch die kühlende Labung fühlte sich Sternau ungemein gestärkt, plötzlich aber erschrack er sehr, als er sah, daß das Wasser am Felsen merklich aufwärts stieg. Er hatte schon viel von versunkenen Felsen gehört und gelesen, welche nur zeitweilig über die Meeresfläche emporragen, bei einem plötzlich wehenden Winde aber von der See gänzlich überfluthet werden. In der Absicht die Schnelligkeit des Steigens der Fluth zu ermitteln, legte Sternau einen Stein auf einen hervorragenden Theil des

Felsens, dessen Oberfläche von den Wassern leicht bespült wurde; darauf wendete er sich um und nachdem er eine Weile in die stürmende See hinausgestarrt hatte, sich vor dem Anblick des nur allzu überzeugenden Beweises fürchtend, stellte sich bei der Untersuchung die schreckliche Wahrheit heraus, daß der Stein nicht mehr gesehen werden konnte.

Sich der schwachen Hoffnung hingebend, der Stein könne vielleicht hinweggespült worden sein, legte er einen zweiten auf dem Felsen zurecht, und wandte abermals die Augen hinweg, in der Ueberzeugung, daß, wenn auch dieser Stein von der Fluth bedeckt würde, ihn der Wassertod dennoch ereilen würde. Athemlos und schweigend blieb Sternau geraume Zeit in dieser Stellung als, zu seiner unaussprechlichen Freude, bei abermaligem Herumdrehen, er nicht allein diesen Stein gewahrte, sondern auch den, welchen er früher gelegt hatte. Er überzeugte sich so, die Ebbe sei eingetreten, und somi blieb ihm ein Hoffnungsstrahl auf Rettung übrig, insoferne er nämlich von irgend einem Schiffe bemerkt würde. Neu belebten sich seine Lebensgeister, und er starrte mit seinen Augen in die Ferne, um ein etwaig sich nahendes Rettungsmittel sogleich zu entdecken. Sein Forschen und Schauen führte jedoch das gewünschte Resultat nicht herbei und die Gierde des Hungers quälte alsbald, mit nagendem Schmerze seinen Magen.

Um die Eßlust zu befriedigen, war auf diesem wüsten Felsen, mitten im Meere, freilich gar keine Möglichkeit vorhanden, und da Erschöpfung und Schlafsucht ungestüm ihre Rechte forderten, so reinigte Sternau einen hinreichenden Raum von den Seepflanzen, um sich so gut als möglich auf dem nackten Gesteine zu betten. Fieberfrost

schüttelte seine Glieder, als er sich darauf hinstreckte; es fror ihn bis in das Mark hinein, und erst als er ganz still und bewegungslos liegen blieb, verbreitete sich einige Wärme über seine Glieder. Bald darauf schlief er fest und tief ein, um im Traume noch ein Mal all' das Schreckliche zu durchleben, was sich wirklich mit ihm zugetragen und was geeigenschaftet war Einem das Herzblut in der Brust zu erkälten.

Als die ersten Streiflichter des Tages über die noch immer hoch gehende See hereinzuckten, erwachte Sternau; er klapperte mit den Zähnen vor Frost und hüpfte und sprang um sich zu erwärmen auf dem Felsen herum. Er blies in die Hände und rieb sich die Gelenke, wurde aber erst dann wohlthätig erwärmt, als die Sonne an einem jetzt wieder wolkenreinen Himmel aufging. Ehe eine Stunde entschwand trockneten nun seine noch immer feuchten Kleider, und dem lieblichen Sonnenscheine ausgesetzt regte sich bald wieder ein behagliches Gefühl in seinem Innern. Das Regenwasser in den Höhlungen des Felsens löschte abermals seinen brennenden Durst, der Hunger aber fing an, ihn fürchterlich zu quälen.

Da trat nun in Wahrheit jene wunderbare Vermittlung der göttlichen Vorsehung in einer Weise ein, welche auch selbst den größten Zweifler von der Güte des allmächtigen Schöpfers des Weltalls überzeugen muß.

Auf den noch immer aufgeregten Wassern trieb nämlich eine große Anzahl von Gegenständen, mit welchen das auseinander geborstene Schiff beladen gewesen, und der erste der Gegenstände, welcher an das aus dem Meere emporragende Gestein gespült wurde, auf welchem Sternau fast verschmachtete, war ein Faß, der zweite

eine Kiste. Das Faß war mit Wein, die Kiste mit Schiffszwiback gefüllt.

O Gott! welche Freude mochte Sternau da empfinden, verbunden mit einem unbegrenzten Danke gegen den, der ihm hier inmitten einer öden unabsehbaren Wasserwüste Brod und Wein gab. Da eine Art Wirbel einen bedeutenden Wasserzug nach dem Felsen hin veranlaßte, so befand sich Sternau bald im Besitze eines großen Theils der Schiffsladung, und da auch Trümmer von gebrochenen Planken und Masten ihren Weg hieher nahmen, so öffnete er die Kiste des Zimmermanns, nahm ein Handbeil heraus, spaltete Holz und machte ein Feuer an.

Der Schiffbrüchige hatte nun so viel Proviant, daß er mehrere Monate damit ausreichen konnte und so lange hoffte er denn doch nicht unbemerkt auf seinem Felsenasyl bleiben zu müssen.

Da der Felsen gegen Osten hin ein etwa zwanzig Schritte breites, kleines Thal bildete, so brachte er all' die aufgefischten Gegenstände und das aus dem Wasserschaum hervorgezogene Holz dahinab, vermittelst Fässer und Kisten sich eine Art kleines Gemach bauend, in welchem er bei Ungewittern Obdach finden konnte. Mit Nägeln und Stricken machte er Alles fest, damit ein etwaig hereinbrechender Sturm die Gegenstände nicht übereinander stürze. Da Sternau auch in den Besitz von ein paar Kisten gekommen war, in welchen sich Schiffsmäntel und Pelze befanden, so war er nicht nur im Stande die Kleider zu wechseln, sondern schlief auch, in seinem Bretter-, Tonnen- und Kistengemache gegen jeden Windzug geschützt, auf einem weichen, warmen Lager.

Welch ein Unterschied zwischen der verwichenen und der nunmehrigen Nacht!

In festem Vertrauen auf Gottes Vatergüte, die sich so sichtbar an ihm bewährte, verlebte Sternau in gänzlicher Abgeschiedenheit zwölf Tage auf dem Felsen, wo er es sich wohnlich eingerichtet; dieses wiederholte Stillleben vollendete seine wirkliche Besserung. Frei von aller Selbstsucht und frei von jedem stolzen, übermüthigen Gedanken, frei von der Sucht nach Gold, sehnte er sich nach nichts weiter mehr, als nach einer glücklichen Wiedervereinignng mit den Seinen, welchen er fürder ein braver Gatte und Vater zu sein beschloß, nach keinem andern Glücke strebend, als nach dem, welches ein stilles, von dem Geräusch der Welt abgeschlossenes, christliches Leben bietet.

Zwölf Tage, wie schon erwähnt, weilte Sternau bereits in gänzlicher Abgeschiedenheit und da er Holzvorrath in Menge hatte, so stieg ohne Unterlaß eine Rauchsäule von seinem Felsen auf, welche einem etwaig in der Ferne vorübersegelnden Schiffe anzeigen sollte, daß ein Schiffbrüchiger nach Erlösung sich sehne.

Mit einer beispiellosen Ruhe und Ergebung verlebte Sternau die Stunden und Tage, und die Kraft des Gebetes war es allein, welche seine Seele stets stärkte, wenn ein zaghafter Gedanke in seiner Brust aufstieg.

Während der dreizehnten Nacht konnte Sternau fast keine Ruhe finden, obwohl ihm der Schlaf schwer wie Blei auf den Augenliedern lag. Schwül war die Luft und vom wolkenreinen Himmel erglänzte der Mond und der Sterne zahlloses Heer. Sternau stand wie ein Geist, dem ein strenges Gericht die Ruhe versagt, auf dem Felsen, und um sich nur einige Beschäf-

tigung und Zerstreuung zu machen, legte er, in einer Art träumerischen Gedankenlosigkeit, so viel Holz in das Feuer, das er stets erhielt, daß eine mächtige Feuerhelle sich weit hinaus in die See verbreitete. Dieses sein Thun schien jene allmächtige Gewalt, welche den Himmel und die Meere beherrscht, in ihm angeregt zu haben, denn ein Schiff, welches während dieser Nacht den Ocean entlang nach Europa herübersteuerte, zog ein paar Laternen auf, und näherte sich, vom günstigen Winde getrieben, in raschem Fluge dem Felsen. Sternau hatte sich eben in sein Gemach zurückgezogen, als der Schein der Laternen draußen auf der See sichtbar wurde, und nachdem die Rettung bereits nahte, von welcher er nicht die leiseste Ahnung hatte, legte sich die Unruhe in seinem Gemüthe und er schlief sanft und fest ein.

Ueber eine Stunde mochte Sternau so in erquickender Ruhe gelegen haben, als er plötzlich von einem Geräusch geweckt wurde, das kräftigem Ruderschlage verglichen werden konnte. Bereits erwacht, wähnte er zu träumen; als sich aber nun auch Stimmen vernehmen ließen, so sprang er auf, und sah wie eben ein Boot, gelenkt von vier Matrosen, an dem Felsen landete. Er blickte hinaus auf die See, und ein staatlicher Dreimaster, von Laternenschimmer erhellt, schaukelte sich in unweiter Ferne auf der dunkeln Fluth. Sternau streckte die Hände zum Himmel empor, rufend: „O Herr, wie groß, wie gnädig bist Du!" Dann umarmte er den einen der Matrosen, der zuerst aus dem Boote und herauf zu dem vor Freude trunkenen Schiffbrüchigen stieg.

Herzlich erwiederte der derbe bärtige Seemann die Umarmung Sternau's, und der Satz: Gefahren und Abenteuer befreunden schnell, fand hier volle Gel-

tung, denn schon nach einigen Minuten däuchte es dem Sternau, die Matrosen seien alle Bekannte von ihm. Jedem dieser Leute schauderte es, indem sie sich ein Leben hier auf dem öden Felsenklumpen dachten, über welchen bei plötzlich umschlagenden Winden die Fluth hoch hinweggehen konnte. Auch war es möglich, daß der Fels bei unterirdischen Erschütterungen in sich zusammenstürzend in das Wassergrab versinke.

Vereinter, rühriger Fleiß schaffte bald Sternau's Habseligkeiten, die er aus dem geborstenen Schiffe an's Land gezogen, in das lange Schifferboot, und da vom Schiffe drüben den Matrosen ein Signal zur Rückkehr gegeben wurde, so mahnten sie den Verschlagenen ohne Zögern einzusteigen.

Da warf sich Sternau hin auf die Kniee und betete mit zum Nachthimmel erhobenem Auge und mit gefalteten Händen zu Gott dem Herrn, der ihn hier so wunderbar erhalten, dann sprang er zu den Uebrigen hinein in den Kahn; die Ruder wurden in's Wasser getaucht und das Boot eilte in raschem Fluge dem großem Schiffe zu. Der Kapitain desselben, ein derber, aber wackerer Seemann, nahm den auf so abenteuerliche Weise eingeholten Passagier freimüthig und mit ungekünstelter Herzlichkeit auf, lud ihn zu sich in die Kajüte und ließ sich dort bei einem Glas Gewürzwein, das er mit seinem Gaste theilte, die Geschichte von dem entzwei geborstenen Schiffe erzählen. Aufmerksam hörte der schon betagte Offizier zu, am Schluße der Mittheilungen bemerkend: Gottes rettende Hand habe sich sichtbar an Sternau bewährt, an ihm, der allein am Leben blieb, als hundert Schiffbrüchige ein Grab in den Wellen fanden.

XI.

Wiedersehen.

Als Sternau kommenden Tages erwachte, däuchte ihm Alles wie ein Traum; der öde Felsen war verschwunden gleich einem spuckhaften Wahngebilde und rühriges Leben und heitere Menschengesichter sah er um sich her.

Jetzt erst, als der Sturm der Aufregung vorüber und er aus der Wasserwüste genommen und dem Leben und der Hoffnung wieder gegeben war, fühlte er so recht das Entsetzensvolle jener Momente, die er, durch Gottes Hilfe, nun hinter sich hatte.

Das Schiff, auf dem er sich befand, war ein stolzer flinker Segler, und der Wind, der in den Rücken desselben blies, begünstigte ungemein die Fahrt nach Europa.

Sternau wurde bald der Liebling der Schiffsmannschaft, wie auch der der Passagiere, denn die Abenteuer, die er erlebt, waren so seltener Art, und so sehr geeigenschaftet die Kraft und den Muth des kühnsten Menschen bleibend zu zerschmettern, daß sich alle wundern mußten, wie es Sternau möglich war, sich Gleichmuth und Lebensfrische zu erhalten.

Es war ihm dieß aber auch nur möglich geworden, weil er in Wahrheit ein höheres Walten erkannte, vor dessen Allmacht er sich ganz und gar beugte und so Kraft und Ausdauer im Gebete fand.

Unter den Lehren des alten Weltweisen, Pythagoras, die dessen Schüler aufbehalten, findet sich auch der Spruch: „Wenn es donnert, so berühre die Erde.!“

Bei den Völkern der Vorzeit galt nämlich der Donner als Zeichen und Ausdruck für den Zorn ihrer Götter, und obwohl wir nun dermalen verstehen, woher er komme, so fühlt doch immerhin Jeder zur Zeit eines Hochgewitters sich ernsthafter gestimmt vor der Größe der Naturgewalten, denen Gott allein gebietet und welchen gegenüber sich der Mensch seiner Abhängigkeit und der Urkraft deutlicher bewußt wird. Wer ist im Stande dem unter Donnergerolle aus der Höhe niederzuckenden Blitze zu widerstehen und, was unendlich mehr ist, wer kann gegen die Allmacht Gottes ankämpfen, auf welche die Naturgewalt nur bildlich hinweist?

Sobald du demnach, — so meinte es nämlich jener Weltweise — in irgend einem Vorgange die Macht der göttlichen Gerechtigkeit ahnest, so berühre die Erde; demüthige dich, sowohl im Geiste, wie im Herzen; sei deines Ursprunges, deines Wesens und gegenwärtigen Zustandes eingedenk, und lege die Hand an's Werk zur Uebung des Rechten und Guten.

Eine solche Stimme erging auch an Sternau, seit er getrennt von der Heimath, fortwährend unter Gefahren und unter jeglichen Schrecken sich herumtrieb und auf jenen Stolz, der sich früher in seinem Innern regte und sich ohne Gott erheben wollte, folgte nun der Fall in dem Erkennen der Richtigkeit. Dieses Erkennen rief in Sternau's Brust die Demuth, den ersten Gegensatz der Sünde, wach.

Demuth erhebet den Menschen wie der Stolz ihn stürzt, und Jener, welcher gekommen war die Sünde wieder auszuwurzeln und die Tugend dem Menschen einzupflanzen, war ferne von Hochmuth und Stolz und vor Allem durch Demuth ausgezeichnet.

Vom Eintritt in's menschliche Leben bis zu seinem Hingange auf Golgatha's Höhen war Demuth ein unverkennbares Merkmal des Heilandes der Menschen; ohne Anmassung wandelte er, nachdem er die Aufmerksamkeit Aller auf sich gezogen, unter seinen Zeitgenossen und troz der anstaunenswürdigen Werke, die er vollbrachte, erhob er sich nie über Andere, nichts sich selbst zuschreibend. „Es sind nicht meine Werke," sagte er, „sondern die Werke dessen, der mich gesendet hat."

An diesem Vorbilde des Meisters fand Sternau während seines transatlantischen Aufenthaltes den höchsten Gefallen, und die Jesuslehre half dem Verführten auch wieder auf den rechten Weg.

Ein jeglicher Baum, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und in's Feuer geworfen. Solche Sätze, die Sternau von dem Religionslehrer in der Jugend gehört, kamen ihm da plötzlich, während seines Stilllebens, wieder zu Sinne, und da er, mit einem Baume verglichen, noch wahrlich keine guten Früchte für die Seinen gebracht, so schämte er sich und trachtete nach Veredlung.

Häufig findet man das Leben des Menschen mit dem eines Baumes verglichen, und bei näherer Prüfung stellt es sich heraus, daß auch wirklich viele Beziehungen und Aehnlichkeiten vorhanden sind.

Der erste Trieb des neugepflanzten Baumes ist nämlich zart und gebrechlich wie ein Kind und bedarf der schützenden Umzäumung, wie der Säugling sorgsamer Wart nnd Pflege.

Wird nun das Stämmchen immer saftreicher und zum jungen schlanken Baume, so ist doch seine Rinde noch zart und noch immer ist Pflege und Zucht nothwendig, damit er nicht im Wuchse verkümmere. Auch mit der Jugend verhält es sich so, und wie nöthig eine edle und ernste Pflege und Ueberwachung derselben sei, das stellte sich besonders in unsern Tagen recht lebendig heraus, wo die Menschheit sich in feindliche Heereslager gespalten und die Parteien nur bedacht sind, sich gegenseitig so viel als möglich zu schaden, vorzüglich trachtend die blutvolle kräftige Jugend für ihre Pläne und Absichten zu gewinnen.

Im reifen Alter nun hat endlich der Baum an Holz und Festigkeit das rechte Maaß erreicht, und seine Früchte sind brauchbar geworden; allmählig aber geht die Verholzung rückwärts, die abgestorbene Rinde häuft sich, die Aeste werden morsch, das Mark stirbt ab, der Stamm höhlt sich und modert und der erste kräftige Windstoß vermag dann ihn umzuwerfen.

In diesem Bilde erkannte man zu allen Zeiten den Gang des Menschenlebens: die zarte gebrechliche Kindheit ferner die Frische der Jugend, die gleich den Pflanzungen der Baumschule der Zucht bedarf; dann das Alter der Reife und der besonnenen Stärke und endlich das Greisenalter in seiner Hinfälligkeit.

Aber auch ehe der Baum gealtert, greifen dieselben Zufälle in sein Leben ein, wie in das eines Menschen; bald sind es gewaltige Stürme, die ihn brechen, bald der

Blitz, der ihn spaltet oder die Raupen und Gewürme, die sein Laub verzehren und sein Mark benagen gleich Sünden und Leidenschaften, die das Blut und die Seele des Menschen vergifteu.

Und fällt nun endlich der Baum, so heißt es: Ob gen Mittag, ob gen Mitternacht, auf welche Seite er hingefallen, da bleibt er liegen.

Fällt nun der gute Baum in die Region des Lichtes und des Lebens, der schlechte aber gegen Mitternacht in jene der Finsterniß, worauf kömmt es dann an? Wie ich denke, kann über das Loos des Baumes nur die Beschaffenheit seiner Früchte entscheiden.

Ebenso geht es mit dem Menschen, denn der Herr sagt: Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Ueber solche Gleichniße, angestellt zwischen einem Baume und einem Menschen hatte Sternau oftmals seit er dem Geräusche der Welt entrückt und in die Schule des Lebens gegangen war, nachgedacht, und ein moralischer Eifer regte sich kräftig in seinem Innern auch endlich gute Früchte hervorzubringen.

„Das Leben ist wahrhaftig nichts, wenn man es nicht auf den flimmernden Wogen des Reichthumes schaukeln kann!" Solche übermüthige Aeußerungen, wie sie Sternau früher häufig machte, flösten ihm jetzt einen wahren Eckel ein, wie er auch den Sinn der Worte: „Ungebunden will ich leben," wie er früher in Uebermuth rief, mitleidig belächelte; denn er fand jetzt näher prüfend, daß er damals von den Leidenschaften: Genußsucht und gefährliche Schwärmerei gänzlich umstrickt und gebunden war.

Sowohl der Kapitain das Schiffes, welches mit vollen Segeln aus der neuen Welt nach Europa hinüber schwamm, wie mancher der Passagiere, die mit Sternau oft vertrauliche Gespräche pflogen, bewunderten die moralische Kraft des jungen Mannes, der mit so viel Wahrheit und mit einem so tiefen religiösen Ernste theils über das Leben und die menschlichen Verirrungen, theils über Gott mit ihnen redete. Mancher dieser Leute hatte selbst viel erlebt und gelitten, doch konnten die verschiedenen Geschicke mit denen Sternau's nicht verglichen werden. Es drängten sich auch deßhalb, wenn nach dem Untergang der Sonne, die während des Tages einen glühenden Brand entsendete, labende Kühle eintrat, viele Leute auf dem Verdeck um ihn; denn er war, wie schon erwähnt, als Erzähler bereits allgemein beliebt. Wenn er nun so dasaß auf dem Ankerbalken und die Gruppen sich um ihn lagerten, die der über dem Meere aufsteigende Mond mit seinem sanften Lichte übergoß, so gewährte dieß ein äußerst malerisches Bild, und ein Künstler würde sich gewiß bewogen gefühlt haben, sowohl den Sprecher, dessen Auge oft in einer Art Verklärung glänzte zu malen sammt den eifrigen Zuhörern.

So entschwanden Tage und Wochen und endlich erblickte man das Ziel der Reise, Europa, das als dunkler Fleck, nachdem die Morgennebel, besiegt von der Kraft der Sonnenstrahlen, zerronnen waren, in der Ferne auftauchte.

Welche Empfindungen mochten da in den Herzen Jener rege werden, welche vor einiger Zeit dem Vaterlande verächtlich den Rücken zuwendeten, mit Bestimmtheit an ein schimmerndes Glück glaubend, das sie in der neuen Welt gründen werden.

Eingesargt waren nun alle ihre phantastischen Hoffnungen und zusammengestürzt wie Kartenhäuser lagen die Luftschlösser in ihrem Rücken. Nüchternheit des irre gewordenen Gedankens war endlich eingetreten und Thränen der Rührung umglänzten die Augen der wieder der Heimath sich Nähernden.

Schrege hinabgesunken am Himmel war die Sonne und der Abend und die Dämmerung nicht mehr ferne, als das Schiff dem Küstenlande gegenüber Anker warf. Die Boote wurden in die See hinabgelassen, und die Passagiere sammt ihrem Gepäck an den Strand gesetzt. Hier trennten sich nun die Leute, welche die lange Fahrt und manches zusammen erlebte Schicksal befreundet hatte; Sternau war erschüttert und tief bewegt. Trennungsschmerz wegen manchem ihm lieb gewordenen Menschen von dem er nun schied und die Lust eines baldigen Wiedersehens der Seinen regten sich in seinem Innern.

Endlich siegte das letzte Gefühl und in verschiedenen Richtungen auseinander gehend, sagte man sich gegenseitig „Lebewohl." Hinter Jedem lag ein ernster Abschnitt des Lebens und aus dem Grabe untergegangener Hoffnungen schuf der nimmermüde arbeitende Menschengeist sich neue Pläne, neue Hoffnungen daran knüpfend.

Da die Reise landeinwärts nichts Erhebliches darbot, so will ich den Leser jetzt gleich, ohne eine Zwischenepisode niederzuschreiben, nach Sternau's Vaterstadt hinführen, wo der enttäuschte Abenteurer nun ankam und vergebens nach den Seinen suchte und fragte. Endlich erfuhr er, seine Frau habe sich mit den Kindern auf ein Dörfchen zurückgezogen und dort mit dem Wenigem, das ihr blieb, eine Landkrämerei eingerichtet; man sagte ihm auch, daß sie sich recht ordentlich durchbringe, ihren Kin-

dern eine vortreffliche Erziehung gebe, und bei Allen, die sie kennen, als eine musterhafte Haushälterin gelte.

„O Gott, wie bist Du mit mir gnädig!" sprach da Sternau zu sich selbst; er wußte gar nicht, wie er dem Herrn danken sollte, der ihm jenseits des Meeres die verblendeten Augen geöffnet, während er die Seinen in der Heimath vor Krankheit, vor Mangel und vor jeglichem Ungemache behütete.

Es war schon Abend und das Dörfchen zu entlegen, weßhalb er es vorzog in einem Gasthause zu übernachten.

Wie gedacht, so gethan; wohl übernachtete Sternau Ruhe und Schlaf fand er aber nicht, denn er war zu freudig aufgeregt. Nach Mitternacht verließ er, denn in den Räumen des Gemaches wurde es ihm zu enge, das Bett, und da er außer dem sehr zusammengeschmolzenen Golde, das er in einem Gürtel um den Leib trug, kein Gepäck bei sich hatte, so warf er seine Flinte über den Rücken, ergriff den Wanderstab und verließ das Gasthaus. Mit sehnsüchtiger Seele eilte er die bestäubte Landstraße entlang hin, und langte endlich unferne des Dörfchens auf einem Hügel an, als eben die Sonne aufging. Die Blätterkronen und Gipfel der Bäume des Waldes, welcher das Dörfchen umgab, brannten und glühten in seltener Purpurröthe; gleich Riesenschlangen sich windend lagerte sich auf der Erde zerrinnend ein leichter Nebel, herabgedrückt von der Kraft der Sonne. Einzelne Vogelstimmen wurden wach, und während das Dörfchen noch in feierlicher Morgenruhe da lag, erglühte die Erde von dem Flammenkuße des Tages und wand sich aus der Umarmung der Ruhe und des Schlafes los.

An dem fruchtbaren Traubenmantel einiger Weingärten hinwandelnd, begegnete Sternau einem Schäfer, der mit seiner Heerde, ein heiteres Lied auf einem Blatte pfeifend, in die Wiesengründe hinabzog. Rüstig die Schritte fördernd, holte Sternau den Hirten ein, und fragte ihn nach dem Krämerhäuschen. Auf einen Pfiff des Schäfers stand die Heerde und sein Gehilfe, der zottige Hund, umkreiste dieselbe, sie zusammen auf einen Knäuel treibend.

Da streckte nun der Schäfer die Hand aus und deutete auf ein ringsum von Reblaub beschattetes Häuschen, es als das Eigenthum der Krämersleute bezeichnend: „Dort, lieber Herr," sagte der Schäfer, „werdet Ihr gut bedient, wenn Euch Rauchtaback oder sonst irgend etwas, was man in einem Krämerladen bekommen kann, abgeht. S'ist eine wahre Musterwirthschaft dort, und mancher Kaufmann in der Stadt dürfte sich, was Maaß, Gewicht, Aechtheit der Waare und Reinlichkeit betrifft, hier ein Exempel nehmen."

„Ihr sprecht ja ungemein zu Gunsten des Landkrämers" sagte Sternau, der kaum die Freude in seiner Brust zu bewältigen im Stande war.

„Der Krämerin" entgegnete da rasch einfallend der Schäfer, indem er vorgab, daß er den Mann dieser wackern Frau nicht kenne und auch gar kein Verlangen trage ihn kennen zu lernen.

„Wie so?" fragte Sternau sich befremdet anstellend.

„Wenn ein verheiratheter Mann und Vater von lieben Kindern, im Ueberfluße drin sitzt, und Alles, statt den Reichthum zusammenzuhalten, verschwendet und endlich nach fast leerer Kasse mit einigen seiner liederlichen Freunden sich nach Amerika davon macht, seine Ange-

hörigen trostlos zurücklassend, so glaube ich doch kaum daß sich ein Mensch, der Rechtlichkeit und Ordnung liebt, nach einer solchen Bekanntschaft sehnen kann; ich wenigstens trage kein Verlangen darnach, wie ich auch nicht wünsche, daß der Schwindler je wieder zu seiner wackern Familie zurückkehre."

Sternau that es wehe, sich so beurtheilt zu sehen, und das noch eben freudeerfüllte Herz krampfte Schmerz und ein unedler Argwohn gegen die Vortrefflichste der Frauen und Mütter.

„Ja, wenn sich der Mann der Krämerin so aufführte," sprach Sternau, einen lauernden Blick auf den Schäfer werfend, „dann hat sie freilich recht, wenn sie nichts mehr von ihm wissen will, und wenn sie statt seiner Heimkehr, wünscht, es möge der Tod jenseits des Meeres den Verirrungen und Sünden ihres pflichtvergessenen Mannes ein Ende machen."

„Ich sagte nicht" gegenredete da der Schäfer, „daß die gute Frau das wünsche, sondern nur, daß ich so denke, und ich bin auch fest überzeugt, daß alle Leute im Dorfe gleicher Meinung mit mir sind, weil sie es nämlich sämmtlich gut mit der Krämerin und mit ihren schönen lieblichen Kindern meinen; die wackere Frau aber, sonst so klug und einsichtsvoll, hat da eine ganz andere Meinung und wünscht nichts sehnlicher, als die Heimkehr ihres Gatten; alles Ueble über diesen erfuhren wir auch nicht von ihr, sondern lediglich von Leuten aus der Stadt, die zeitweilig in unserm Wirthshause zukehren. Die in diesem Punkte Verblendete trauert vielmehr um den pflichtvergessenen Mann, und betheiligte sich so lange sie in dem Besitze des Häuschens und der Krämerei ist, noch nie an einer Belustigung der Dorfleute;

sie lebt ganz still und zurückgezogen und außer unserm greisen Herrn Pfarrer, der ihre Kinder unterrichtet, besucht sie Niemand, weil man nämlich weiß, sie wolle allein sein. Unter meiner Heerde habe ich einige zwanzig Schafe, die ihr gehören, was auch der Grund sein mag, daß sie manchmal an einem Sonn- oder Feiertage mit den Kindern zu mir heraus auf die Wiesen kommt. Stets redet sie da mit den Kleinen von dem Vater, der eine rechte Freude haben werde, wenn er einmal wieder komme, das ländliche Häuschen sehe und die Schafe überzähle, die sich bis dahin wohl sehr vermehrt haben dürften. Dort unten an dem Feldkreuze," — der Schäfer zeigte in den Wiesgrund hinab, wo zwischen zwei schlanken Pappeln an's Kreuz angeheftet die Abbildung des Erlösers im Glanze der Morgensonne über die grüne Erde sich erhob — „betet sie dann mit den guten Kindern und ihr tief bekümmertes Antlitz, wie die Thränen, die ihr dabei über die Wangen rinnen, zeigen zu deutlich, daß sie während des Gebetes an den denke, der sie und die armen Kleinen hilflos zurückließ. Wahrhaftig, der Schwindler kann es gar nicht verantworten, daß er sich so sehr an einem so redlichen Gemüthe versündigte."

„Fehlen, mein lieber Mann" sprach da Sternau tief erschüttert, „das ist menschlich, und wie sich der gute Gott im Himmel nach dem Ausspruche der heiligen Schrift doppelt freut über die Bekehrung eines Sünders, so wird auch große Freude in dem Hause der Krämerin die Herzen erfassen, wenn ihr Mann einmal ungeahnet und gebessert ihr zurückkehrt; auch dürfte der Volksmund dann nachsichtiger und ehrenhafter wieder von ihm reden. Gott befohlen, wackerer Mann, ich danke Euch für die mir ertheilte Auskunft!" So sprechend, wendete Sternau

dem Schäfer und der Heerde den Rücken zu und stieg den von üppigem Grase überwucherten Hügel hinab.

Einige Minuten später stand Sternau an der lebendigen Hecke, die nebst einigen Silberpappeln das Gärtchen des Krämeranwesens umfriedete. Da ertönten die Glocken der umliegenden Dörfer, zur Morgenandacht läutend. Ueber Wiese und Moorgrund schwebte der Schall rein und klar herüber durch die Morgenluft, und innerhalb der Fenster des Häuschens, die der Sonnenstrahl vergoldete, hörte Sternau seine Gattin und seine Kinder beten.

Die Glocken hatten längst ausgetönt und nur der Nachhall zog noch leise verſummend wie einschlafende Gedanken durch die unbewegte Morgenluft. Da, als das letzte Echo der Glockentöne im Aether verschwebte, öffnete sich die Thüre des Häuschens und munter und rothwangig wie Alpenröslein hüpften die Kinder in die Frische des Morgens heraus; gleich darauf erschien auch Auguste bei den Kindern in dem Gärtchen. Wenn auch etwas blaß war sie doch schöner als je, und ihre großen seelenvollen Augen strahlten noch von dem Feuer der Andacht, die sie eben gehalten; ihre Lippen waren voll und roth wie die frischen Erdbeeren, welche die Gemüsebettlein zu ihren Füßen umkränzten, und als sie jetzt mit den Kindern sprach, tönten ihre Worte so klar und fromm, und in das Herz Sternau's dringend erweckten sie solche Gefühle, wie das Glöcklein der Muttergotteskapelle, dessen Strang vorhin der Küster des Dorfes zog. Augustens ganzes Wesen zeigte Frömmigkeit, Fleiß und eine klösterliche Stille.

Länger verborgen bleiben konnte Sternau nicht, er bog das Astreich des kräftig grünen Zaunes bei Seite

und mit dem Ausruf: „Auguste! Meine Kinder!“ eilte er in die Arme der einen Freudenschrei ausstoßenden Gattin und schluchzte an ihrem Herzen vor Wehmuth und Lust.

Hatte auch die amerikanische Sonne seine Haut braun gebrannt, so erkannte doch das Auge der Gattin ihn auf den ersten Blick, und auch die Kinder, anfangs bestürzt, riefen jetzt: „Vater! Vater!“ umhüpften die Eltern und drängten sich, als Sternau nach dem ersten Freudentaumel sich zu ihnen herabneigte, an die Vaterbrust.

O, welch ein seliger Moment! welche Aufregungen, welche Gefühle!

Als Sternau seine Kinder küßte und herzte, stand Auguste die Hände gefaltet und in seinem Anschauen versunken da. Verschwunden war aus seinem Blick der unheimliche Glanz eines genußsüchtigen Schwärmers und hinweggewischt jede Spur verderblicher Leidenschaften, die früher oft so abschreckend um seine Mundwinkel zuckten. Reinheit der Seele und einen festen Vorsatz im Guten zeigte sein Antlitz und er brauchte nicht erst zu sprechen, er sei ein anderer Mensch geworden, denn die Gattin hatte diese Ueberzeugung bereits aus seinem so sehr zu seinen Gunsten veränderten Zügen gelesen; wie die fromme Seele es gewunschen, so war es gekommen. Gott hatte den Abenteurer in der neuen Welt in die Schule des Lebens geschickt und führte ihn nun nach wohl bestandener Prüfung den Seinen enttäuscht vom Wahne und als Christ zurück.

Dieser Tag wurde ein Festtag für die im Krämerhäuschen, und als der Abend seine dunkeln Vorhänge wie Gardinen um die Berge zog, Wald und

Flur immer mehr in den Mantel der Finsterniß hüllend, so redeten, nachdem alles Leben rings umher längst verstummt war, die sich wieder gegebenen Gatten von der Zukunft glücklichen Tagen, die kein Mißverständniß fürder trüben sollte.

Sternau hielt auch in Wahrheit, was er in Amerika's Gefilden dem alten Tom White und was er, besonders auf dem öden Felsen, mitten im Meere Gott gelobte; er wurde den Seinen ein rechtlicher Gatte und Vater und dem Staate ein verläßiger an Gesetz und Ordnung fest haltender Bürger; traf er zuweilen Mißvergnügte, welche das Vaterland mit Amerika's sogenanntem freiem Boden vertauschen wollten, so redete er mit ihnen von der Freiheit des Lasters, die unter den Goldsuchern Kaliforniens jeden Rechtlichen mit Abscheu und Entsetzen erfülle; auch klärte er viele sich ungemein klug Däuchende auf, daß nur durch Arbeit und eisernen Fleiß in Amerika Brod erworben werden könne, was im Vaterlande, bei Arbeitslust und gutem Willen, viel leichter zu gewinnen sei; kurz Sternau redete jetzt wie ein Mann und nicht mehr wie ein Schwärmer und Abenteurer, und Manchem, dem er von den Gefahren auf hoher See erzählte, aus Zeitungsberichten nachweisend, wie viele Auswandererschiffe schon das Meer verschlang, verging die Reiselust; indem er dem Satze: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, wieder volle Beachtung schenkte.

Sternau sehnte sich nie mehr nach Reichthum, ein Stillleben im Kreise der Seinen unter Fleiß und Thätigkeit allem Uebrigen vorziehend. Mit dem Wenigen, was er aus Kalifornien noch mitbrachte — nämlich wenig im Vergleiche seiner frühern Wünsche, —

kaufte er einige Wiesen und Felder und einige Weingärten an, vergrößerte die Zahl der Schafe, die jener Schäfer weidete, mit welchem er am Tage des Wiedersehens zuerst redete, und der nun auch ein ganz anderes Urtheil über den fleißigen und streng rechtlichen Mann fällte. Sternau erwarb sich das Vertrauen der Gemeinde, in welcher er lebte, bald in so hohem Grade, daß man ihn bei allen ernsten Vorkömmnißen zu Rathe zog und ihn einstimmig zum Vorstande wählte.

Still und geräuschlos, wie der Zeiger an der Uhr, förderte Sternau Gutes, und mochten auch zuweilen Städter herauskommen in den stillen Frieden des Dorfes von welchen Mancher von demnächst wieder losbrechenden Revolutionen redete, in ihnen allein die Anbahnung zu einem gleichen Glücke für Alle preißend, so schüttelte Sternau den Kopf, sprach von den Segnungen des Friedens und redete Gott, den jetzt so Viele verläugnen, und dem Gesetz und der Ordnung das Wort; da ließ einmal in seiner Nähe einer jener Unzufriedenen die Aeußerung hören: „Auch ein beschränkter Kopf!" Sternau, der diese Schmähung vernommen, sagte:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen."

„So spricht Schiller," lächelte Sternau, „und da dieser gefeierte deutsche Dichter auch die Zeilen niederschrieb:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König, seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß;"

so muß er wohl kein Freund vom Revolutionmachen und ihren Begriffen nach auch ein beschränkter Kopf gewesen sein. Da sich übrigens die Welt gratulieren dürfte recht viele so beschränkte Leute wie Schiller zu haben, so halte ich mich durch Ihre Aeußerung nicht für beleidigt, im Innern überzeugt, es werde bald eine Zeit kommen, in welcher das Volk, welches solchen Leuten glaubte, die so reden, wie Sie, zu dem schmerzlichen Ausrufe Veranlassung findet: „„„Wir sind durch Schwindler betrogen worden!""" —